

Ostmark Du Erbe meiner Väter

★
Eine Schriftenreihe von
B. Hornecker und A. Sadowski

Teil 7

Ostpreußisches Brauchtum

von

Fritz Stowronnet

★
Verlag Triebatsch's Buchhandlung Breslau
Inhaber Erich Thiel und Karl-Hans Hintermeier

Ostmark, Du Erbe meiner Väter!

Herausgegeben
von
B. Harnecker und A. Sadowski

Teil 7

O heilig Herz der Völker,
o Vaterland!
Hölderlin.



1937

Verlag Priebatsch's Buchhandlung Breslau
Inhaber Erich Thiel und Karl-Hans Hintermeier

Księgozbiór
Zabrzeźniczny

g
11

27316



Ostpreußisches Brauchtum

von

14109

14168

Fritz Skowronnek

Anke von Tharaw ðs, de mi geföllt,
Se ðs min Lewen, min Goet on min Göl.
Anke von Tharaw heft wedder eer Hart
Op mi geröchtet in Löw on in Schmart.
Anke von Tharaw, mihn Rihkdom mihn Goet,
Du mihne Seele, mihn Fleesch on mihn Bloet.
Köm allet Wedder glihk ðn uns to schlahn,
Wy syn gesönnit, by een anger to stahn.
Krankheit, Verfolgung, Bedröfnis un Pihn
Eal unserer Löwe Vernöttinge syn.
Recht as een Palmen-Bohm awer söck stöcht,
Je mehr en Hagel un Regen anföcht,
So wardt de Löw ðn uns mächtig un groht
Dörch Krnhz, Dörch Lyden, dörch allerlei Not usw. . . .

1937

Verlag Priebatsch's Buchhandlung Breslau
Inhaber Erich Thiel und Karl-Hans Hintermeier



27326

Inhaltsübersicht.

1. Vom Werden des ostpreußischen Menschen	3
2. Wie Ostpreußen ihre Feste nach der Art der Väter feiern	6
3. Volksglaube im Alltag	18
4. Des Kindes Welt	27
5. Von ostpreußischem Hausfleiß	44
6. Schlußwort	48

Die Abbildungen verdanken wir dem Institut für Heimatsforschung
an der Universität Königsberg.

Vorwort der Herausgeber.

Ein Ostpreuße erzählt auf den folgenden Blättern von Dingen seiner Kindheitstage. Er wendet sich unmittelbar an die Jugend des deutschen Bollwerks im Nordosten des Reiches und plaudert mit ihr.

Wie viel von ehrwürdiger, trauter Väterart taucht da auf! Vieles ist schon mehr oder weniger ins Vergessen geraten, vor allem, weil die wechselvolle Geschichte des Landes den Grund verschleierte, aus dem es in Vorzeiten erwuchs. Es kann nicht die Absicht dieses Büchleins sein, in allen Fällen den Schleier zu lüften. Ebenso ist es bei dem geringen Raume, der zur Verfügung steht, unmöglich, das ganze ostpreussische Gebiet auch nur entfernt erschöpfend zu behandeln. Der Verfasser will den jugendlichen Leser anregen, auch in seinem Lebenskreise Umschau danach zu halten, was von Väterbrauch außer dem im vorliegenden Büchlein Erzählten dort noch lebt.

Einige der an gegebener Stelle eingefügten Märchen stammen aus den wunderschönen, so heimattrauten ostpreussischen Märchenbüchern („Die goldene Brücke“ und „Der Wundergarten“), die Professor Dr. Karl Plenzat herausgegeben hat. Ihm sei auch an dieser Stelle Dank gesagt für die Erlaubnis zur Entnahme. Er sagt im Vorwort zum „Wundergarten“: „Wie Ostpreußen zu den liederreichsten, so gehört es sicher auch zu den märchenreichsten Teilen unseres Vaterlandes. Ich habe nicht nur als Kind, ich habe auch als reisender Mann lauschend zu Füßen schlichter Leute aus dem Volke gefesselt, die, nur aus dem Gedächtnis schöpfend, mit erstaunlicher Kunst eine reiche Fülle von Märchen und Schwänken vorzutragen, eindrucks- und lebensvoll zu gestalten wußten. Nur einer sei genannt: Hans Errulat, der Nachtwächter meines Heimatdorfes Enzuhnen im Kreise Stallupönen, der mir im Sommer vor Ausbruch des Weltkrieges Nacht für Nacht auf der Bank vor meinem Vaterhause seine „Geschöcktes“ und „Spaaktes“ erzählte, während die hohen Linden des Kirchberges in seine Worte rauschten und die Nachtigallen in den Fliederbüschen schluchzend sangen“.

Auch in dieser Linie liegt das, wozu dieses Büchlein aufruft: Altes Volksgut und ehrwürdige Sitten wollen wir pflegen, Halbvergessenes retten helfen, auf das lauschen, was von Mund zu Mund erzählt wird von wundersamen und merkwürdigen Dingen.

Das Wissen darum muß teures, sorglich gehütetes Eigentum der Jugend werden. Dann wird es weiterleben in den Herzen derer, die einst nach uns wirken und schaffen.

D. H.

Vom Werden des ostpreußischen Menschen.

Hast Du Dir, lieber junger Freund, schon einmal Ostpreußen richtig auf der Karte angesehen? Wie es daliegt, wie eine Insel, rings von der slawischen Flut eingeschlossen, von seinem Mutterlande, dem deutschen Reich, durch einen breiten, am linken Ufer der Weichsel verlaufenden Landstreifen, den sogenannten Korridor getrennt, der jetzt unter polnischer Herrschaft steht. Es ist ein kerndeutsches Land, von dem noch immer nicht alle Deutschen im Reich wissen, wie fest es in seinem Deutschtum verankert ist, welche Bedeutung ihm als Wachtposten deutscher Kultur gegen den slawischen Osten eignet und zukommt. Das wird dir erst klar werden, wenn ich dir in kurzen Umrissen erzähle, wie seine Vergangenheit sich abgespielt hat, wie es zu dem Hort deutschen Wesens geworden ist, den wir in ihm heute hochhalten müssen. Seine Besonderheit liegt darin, daß es seit uralten Zeiten ein Kolonialgebiet war, das heißt, daß es nacheinander von zahlreichen Volksstämmen besiedelt worden und dadurch zu einem Völkergemisch geworden ist, wie es in keinem andern deutschen Gau zu finden ist. Aber dies Gemisch ist im Laufe der Zeit zu einem Volksstamm von ausgeprägter, kerniger Eigenart zusammengewachsen und zusammengeschmolzen, der alle die verschiedenen Einwanderer sozusagen verdaut, sie wesensgleich gemacht und zu einem einheitlichen Ganzen zusammengeschmiedet hat.

Die Urbewohner haben, wie die reichlich zutage geförderten Bodenaltertümer beweisen, bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. Einwanderer aus dem Westen aufgenommen, die wir als die Ahnen der baltischen Völker, der Altpreußen, Litauer und Letten anzusehen haben. Wenn in damaligen Zeiten ein Volksstamm sich aus seinen Sitzen löste und auf die Wanderung begab, dann nahm und brachte er alles in die neue Heimat mit, was er besaß: Nicht nur seine Haustiere, seine Geräte und Waffen, sondern auch seine geistigen Schätze, seine religiösen Anschauungen, seine Sitten und Gebräuche.

Diese Bevölkerung Ostpreußens, die damals noch in der jüngeren Steinzeit lebte, blieb bis in das erste Jahrtausend v. Chr. unverändert. Gegen Ende dieses Zeitraums erfolgte

die erste Einwanderung ostgermanischer Stämme, der Rugier und Wandalen. Bald folgte ihnen von der unteren Weichsel her die Einwanderung der Goten, die bis gegen 200 n. Chr. dort sesshaft blieben. Als sie dann nach Süden abwanderten, blieb ein Teil von ihnen in Ostpreußen zurück. Die Bevölkerung des Landes war also im 1. Jahrtausend n. Chr. bereits ein Mischvolk mit starkem, germanischen Einschlag. Um 500 n. Chr. scheint jedoch eine Einwanderung von Süden her nach Masuren erfolgt zu sein. Nach den Gräberfunden vermutet man, daß es sich um eine Rückwanderung germanisierter Gailänder handelt. Im 10. Jahrhundert gründeten normannische Wikinger im Samland eine Kolonie und beherrschten lange Zeit hindurch das ganze Gebiet.

Dann begann im 13. Jahrhundert die Eroberung und Besiedlung Ostpreußens durch den deutschen Ritterorden. Im Reich lebte damals die Bevölkerung unter hohem Druck, der durch den Mangel an Land hervorgerufen war. Kein Stand, weder Bürger noch Bauer, noch der Adel konnte für seine Nachkommen in genügender Weise sorgen. Und da, wie man es immer und überall beobachten kann, die Bevölkerung aus einem Gebiet hohen Drucks, nach Gebieten mindern Drucks abzufließen pflegt, setzte alsbald eine starke Einwanderung nach dem vom Orden bereits eroberten und durch Burgen besetzten Gebiet aus dem ganzen Reich ein.

Es waren nicht die schlechtesten, die den Mut aufbrachten, die weite, beschwerliche und von Gefahren umlauerte Reise nach dem fernen Osten anzutreten, um dort eine neue Heimat zu gewinnen. Sie verkauften Haus und Hof, luden ihre bewegliche Habe auf große, mit starken Rossen bespannte Leiterwagen, an denen das Vieh angebunden war, und vereinigten sich mit anderen, dem gleichen Ziel zustrebenden Volksgenossen. Abends schoben sie ihre Wagen zu einem Ring zusammen, um gegen räuberische Überfälle gesichert zu sein. Die neue Heimat im Osten der Weichsel mußten sie sich auch erst erkämpfen, in der einen Hand den Pflug, in der andern das Schwert führen, denn Jahrzehnte hindurch unternahmen die noch nicht unterworfenen Preußen weite Raubzüge in die bereits besiedelten Gebiete, verbrannten die Wohnstätten, erschlugen die Männer und schleppten Frauen und Kinder fort in die Sklaverei. Aber der Zustrom der Siedler aus dem Reich hörte nicht auf. Der Orden wählte klugerweise seine Hochmeister aus mächtigen deutschen Adelsgeschlechtern, die einen großen Teil ihrer Sippe nach sich zogen. Diese wurden in Ostpreußen, wo sie reichlich mit Land bedacht wurden, sesshaft.

Die bauerliche Besiedlung des Landes in größerem Umfang begann erst nach völliger Niederwerfung der Preußenaufstände. Woher alle diese bauerlichen Siedler stammten, ist jetzt nicht mehr festzustellen. Aber mit größter Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß sie allen deutschen Gauen entstammten. Nachweisbar ist ein starker Zustrom aus Schlesien, von dem das mittlere Ermland zwischen 1300 und 1350 besiedelt wurde. Daraus erklärt es sich auch, daß die dortige Mundart noch heute „breslauisch“ genannt wird. In die eingedeichten Weichselwerder wanderten Bauern aus Holland, Westfalen, Mecklenburg und Pommern ein. In den Küstenstrichen wurden, nachdem Lübeck die Stadt Elbing gegründet hatte, auch noch andere Städte nach lübischem Recht erbaut.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Masuren. Sie dagegen haben sehr viel deutsches Geistesgut aufgenommen und sich völlig zu eigen gemacht. Das kann ich am besten beurteilen, denn ich weiß jetzt, daß die Märchen, die ich vor mehr als sechzig Jahren bei meinem bauerlichen Verwandten in Masuren erzählen hörte, die Gebräuche, ja selbst viel „Aberglauben“ aus deutschem Geistesgut stammten. Der slawische Dialekt, den meine Landsleute sprachen, bildete dabei kein Hindernis. Sie haben sich nicht nur am 11. Juli 1920 restlos zum Deutschtum bekannt, sondern sie sprechen jetzt schon in übergroßer Mehrzahl auch in der Familie deutsch, so daß es nur eine Frage der Zeit ist, wann der slawische Dialekt völlig verschwunden sein wird.

Um das Bild der Ostmark zu vervollständigen, muß ich dieser Schilderung noch hinzufügen, daß Ostpreußen im Laufe der Jahrhunderte noch eine große Zahl fremdstämmiger Einwanderer aufgenommen und zu einem einheitlichen Ganzen mit seinen deutschen Bewohnern verschmolzen hat. Da sind zu nennen: Erstens Holländer, die Molkereien gründeten und eine geregelte Milchwirtschaft betrieben, zweitens schottische Familien, wie die Douglas und MacLeans, die großen Grundbesitz erwarben, drittens Hugenotten, die ihre französische Heimat verließen, um ihrem Glauben treu bleiben zu können, nicht nur Adlige, sondern auch fleißige Handwerker, vor allem Weber, von denen ostpreussische Hausfrauen das Weben feiner Tischwäsche mit kunstvollen Mustern erlernten. Dann kam im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts die sehr bedeutende Einwanderung der ihres Glaubens wegen vertriebenen Salzburger, die in den von der Pest entvölkerten Gebieten, hauptsächlich in den Kreisen Gumbinnen, Stallupönen und Pillkallen Landbesitz erhielten und es durch rührigen Fleiß und Spar-

samkeit zu erheblichem Wohlstand brachten. Sie hielten sich lange Zeit abgesondert von der übrigen Bevölkerung, sind aber schon seit längerer Zeit restlos richtige Ostpreußen geworden.

Wie Ostpreußen ihre Feste nach der Art der Väter feiern.

Nach den bisherigen Ausführungen werdet Ihr, meine lieben jungen Freunde, es erklärlich finden, daß kein anderer Gau eine solche Fülle uralten Brauchtums besaß und noch besitzt, wie Ostpreußen, denn alle Siedler brachten ihre Sitten und Gebräuche in die neue Heimat mit und übten sie nicht nur selbst aus, sondern ließen auch ihre aus andern Gauen stammenden Nachbarn daran teilnehmen, bei denen meist ähnliche Gebräuche im Schwange waren, denn sie stammten ja aus derselben Quelle, aus der Naturreligion unserer Vorfahren, in der die Gewalten der Natur durch Göttergestalten verkörpert waren. Der Göttervater, dessen Verehrung allen germanischen Stämmen gemeinsam war, hieß Wodan, in den altnordischen Sagen Odin. Seine Hauptfestzeit begann mit der Winter-sonnenwende. Es wäre falsch, anzunehmen, daß unsern Vorfahren, deren hohe Kulturstufe erst jetzt richtig gewürdigt und erkannt wird, nicht bereits die Vorgänge bekannt gewesen wären, die sich am Himmel durch den veränderten Stand der Sonne abspielen. Sie wußten genau, wann das Tagesgestirn seinen scheinbar niedrigsten Stand am Himmel erreicht und wieder aufzusteigen beginnt. Sie wußten, daß zweimal im Jahre Tag und Nacht gleich lang sind, daß am 21. Juni die Sonne ihren höchsten Stand am Himmel erreicht, was den längsten Tag und die kürzeste Nacht für unsere Mutter Erde mit sich bringt.

Daß die christlichen Hauptfeste Weihnachten und Ostern auf dieselben Zeiten fallen, an denen die alten Germanen ihren Hauptgott Wodan und die Frühlingsgöttin feierten, ist kein bloßer Zufall, sondern eine weise Maßregel der christlichen Kirche. Sie konnte es aber nicht verhindern, daß die alten Gebräuche, die mit den Festen verknüpft gewesen waren, nach wie vor ausgeübt wurden und sich zu großem Teil bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Manche Gebräuche sind auch erst durch das Christentum geworden. So ist die Sitte entstanden, die Adventszeit, die Vorbereitungszeit auf das Weihnachtsfest, durch Lichtkränze festlich zu verschönern. Ein Bügel wird mit Tichtengrün und bunten Bändern umwunden, mit mehreren Lichtern bestückt und auf der Diele aufgehängt. Oder man legt diesen sogenannten Adventskranz auf den Tisch in

der Stube und zündet in der Schummerstunde die Lichte an. Diese Zeit hat auch ihren Heiligen bekommen: den Knecht Ruprecht, die Personifikation des Weihnachtsmannes, der durch einen großen, weißen Bart verkleidet einen Sack auf der Schulter tragend und eine Rute in der Hand haltend abends erscheint, die artigen Kinder lobt und mit kleinen Geschenken erfreut, die ungezogenen mit der Rute bedroht. In vielen Familien erscheint er auch noch zur Bescherung, wenn am Baum die Lichter angezündet sind, und läßt die Kinder ihr Weihnachtsgedicht aussagen oder ein Lied singen. Den heiligen Nikolaus, der im Reich zur Adventszeit die artigen Kinder mit kleinen Süßigkeiten beschenkt, wenn sie zur Nacht ihre Schuhe vors Fenster stellen, kennt man in Ostpreußen fast gar nicht.

Der Zeitraum von der Winter Sonnenwende bis zum Fest der heiligen Drei Könige, der dem Wodan geweiht war, heißt noch jetzt die „heiligen zwölf Nächte“. In diesen Tagen mußten alle Arbeiten außer den allernotwendigsten ruhen, kein Spinnrad durfte gedreht, keine Wäsche gewaschen werden, nur das Schleifen der das Jahr über gesammelten Federn erledigt werden. In dieser Zeit zog der Schimmelreiter um, der gewissermaßen den auf einem Schimmel durch die Wolken ziehenden Wodan verkörperte. Er trug auf seinen Hüften eine ein weißes Pferd darstellende Atrappe aus Pappe. Seine ständigen Begleiter waren ein Bär und ein Storch. Den Bär stellte ein mit Erbsenstroh umwickelter Mann dar, der die Maste eines Bärenkopfes trug und in seiner Hülle reichlich schwitzte. Der Storch hatte seine Arme mit langen weißen Federn bekleidet und trug einen langen roten Schnabel aus Holz im Munde. Ihre Vorstellung beschränkte sich darauf, daß der Schimmelreiter den Bären, der eine Stange auf den Schultern trug und häufig brummte, tanzen ließ. Der Zweck der Übung, der stets erreicht wurde, bestand darin, mit Speise und Trank bewirtet zu werden und Vorräte einzuheimsen. Diese Gaben, zu denen häufig auch Geldgeschenke kamen, wurden unter die jungen Burschen des Dorfes verteilt, die sich damit einen vergnügten Abend machten. Nicht selten erschienen an einem Abend zwei, auch drei Schimmelreiter mit ihrem Gefolge, wobei die später kommenden das Feld der Mildthätigkeit bereits abgegrast fanden und ohne die erhofften Gaben weiterziehen mußten.

Die christliche Zeit brachte noch drei andere Gestalten hinzu: Die heiligen drei Könige, von denen einer als Mohr sein Gesicht mit Kienruß schwarz gefärbt hatte und einer einen langen weißen Bart trug. Alle drei trugen gezackte, aus Pappe geschnittene Kronen auf dem Kopf und einen weißen, aus einem Laken hergestellten Mantel. Begleitet wurden sie von

dem Sternträger. Er trug einen großen aus Papier geklebten Stern, der sich um eine Stange drehte und von innen her durch ein Licht erhellt war. Während der Stern gedreht wurde, begann der Träger seinen Spruch, von dem mir noch die ersten Verse in Erinnerung geblieben sind:

„Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
auf alle vier Ecken gebratne Fisch.

Wir wünschen der Frau einen goldnen Thron,
im nächsten Jahr einen jungen Sohn . . .“

Manche zogen ab, nachdem der Zweck ihres Auftretens, das Spenden von Lebensmitteln oder Geld erreicht war; manche sangen auch noch ein geistliches Lied, das aus rauen Männer-
tehlen durchaus nicht erhebend klang.

Die Bescherung am Lichterbaum fand gewöhnlich schon am Heiligen Abend statt, nur in manchen Familien war sie erst am frühen Morgen des ersten Feiertages üblich. In meiner Heimat Masuren bestand vor mehr als einem halben Jahrhundert noch ein schöner Brauch: ein Frühgottesdienst am 1. Feiertag, der aber nicht in der Kirche vom Pfarrer, sondern in der Dorfschule vom Lehrer abgehalten wurde. Er stammte wohl aus der katholischen Zeit, als die Gemeinde sich noch zur Frühmesse an Sonn- und Feiertagen zu versammeln pflegte. Unsere Dienstboten pflegten nie diesen Frühgottesdienst zu veräumen und nahmen mich dazu mit. Meist fuhren wir im Schlitten zum nächsten großen Dorf, wo sich die Bewohner schon in der Schulstube versammelten. Die Männer und Frauen zwängten sich in die niedrigen Bänke, klebten ein mitgebrachtes Licht vor sich auf den Tisch und schlugen ihre Gesangbücher auf. Währenddessen kleideten sich die Schulkinder in der Wohnung des Lehrers an. Ihr Festkleid bestand aus einem mit Bändern geschmückten Hemd des Vaters, das übergestreift wurde. Die Mädchen trugen auf dem Kopf ein Kränzchen aus Immergrün. Mit einem brennenden Licht in der Hand zogen die Kinder singend in die Schulstube. Dann verlas der Lehrer die Geburtsgeschichte des Heilandes, worauf die Kinder zusammen mit ihren Eltern ein geistliches Lied sangen. Dann sagten mehrere Kinder Gedichte oder Kirchenlieder auf. Ja, in manchen Dörfern übten die Lehrer ihnen Wechselgespräche oder Gesänge ein. Erst im Morgengrauen war die Feier zu Ende.

Nun möchte ich Euch, meine jungen Freunde, fragen, weshalb man das zum Weihnachtsfest in allen Familien hergestellte Gebäck „Pfeffertuchen“ nennt, obwohl es doch keinen Pfeffer enthält. Ich will es Euch verraten, daß der Name nichts mit dem fremdländischen Gewürz zu tun hat, sondern

von einem uralten Volksgebrauch stammt, der zur Zeit der Winter Sonnenwende in Süddeutschland im Schwange war. Da zogen junge Burschen und Knaben mit einem Rutenbündel von Haus zu Haus und peitschten den Hausherrn und die Hausfrau, was man „pfeffern“ nannte. Sie heischten dafür eine Gabe, und was sie an Gebäck erhielten, nannten sie, weil es durch „Pfeffern“ gewonnen war, Pfefferkuchen. Ist es nicht drollig oder sogar merkwürdig, daß wir noch immer den Ausdruck anwenden, ohne seinen Ursprung zu kennen? Das Pfeffern in der Zeit der Winter Sonnenwende ist völlig abgekommen. Es wird jetzt in vielen Gegenden auch in Ostpreußen nur noch zur Osterzeit ausgeübt, worauf ich später noch zu sprechen komme.

Sehr mannigfaltig sind die uralten Gebräuche, die sich an die heiligste und bedeutsamste letzte Nacht des Jahres knüpfen. Da glaubte man und glaubt noch heute, einen Zipfel des dichten Schleiers, der uns Menschen wohlthätig unsere Zukunft verhüllt, lüften zu können. Aber auch da, wo man diese Gebräuche nur noch als scherzhafte Unterhaltung betrachtet, hält man an ihnen fest. Am häufigsten wird noch das Blei- oder Zinngießen in der ersten Stunde des neuen Jahres vorgenommen. In einen Blechlöffel werden einige Stücke Blei oder Zinn getan und über Feuer gehalten, bis sie schmelzen. Dann wird die geschmolzene, flüssige Masse mit einem Ruck in eine Schüssel mit Wasser gegossen, wobei ganz merkwürdige Gebilde entstehen. Die Enträtselung ihrer Bedeutung pflegt meistens viel Kopfzerbrechen zu verursachen, aber manchmal ähneln sie auch einem Gegenstand, so daß man ihn in dem Gebilde zu erkennen glaubt. Viel geübt wird auch noch das Glückgreifen. Dazu schneidet man vorher aus einer Rübe oder mehreren großen Kartoffeln zwölf Gegenstände aus: Einen Ring, ein Brautpaar, eine Wiege, eine Himmelsleiter, einen Himmelschlüssel, einen Totenkopf, ein Brot, Geld usw. Diese Gegenstände wurden nebeneinander auf einen Tisch gelegt und mit Tellern bedeckt. Dann trat ein Teilnehmer heran und küftete drei Teller nacheinander. Für den nächsten wurden die Gegenstände unter den Tellern vertauscht. Für abergläubische Personen war dieser Brauch nicht ganz ungefährlich, denn mancher erschrak heftig, wenn er den Totenkopf aufdeckte.

In der Küche befragte das Hausmädchen die Zukunft, indem sie einen Pantoffel . . . in Ostpreußen nennt man ihn Schlorr . . . vom Fuß nach rückwärts über den Kopf warf. Zeigte die Spitze nach der Tür, dann war ihr vom Schicksal bestimmt, im nächsten Jahr das Haus zu verlassen. Die zusammenhängende Schale eines Apfels warf man auch nach rückwärts über die Schulter, in der Erwartung, daß sich aus

der gekrümmten Schale ein Buchstabe werde enträtseln lassen, der als Anfangsbuchstabe des Vornamens eines erhofften „Zukünftigen“ gedeutet wurde. Manches Mädchen schlich in der Mitternachtsstunde hinaus auf den Hof und horchte in die stille Nacht hinaus. Vernahm sie einen Hundeblass, dann wußte sie, daß auch aus dieser Richtung der Bewerber erscheinen werde.

Daß man mit dem Glockenschlag zwölf die mit heißem Punsch gefüllten Gläser erhebt, um „Prosit Neujahr“ zu rufen, und hierbei Purzeln und Raderkuchen ist, ist eine alte Sitte, kann aber nicht als Brauchtum bezeichnet werden, weil sie nichts weiter bedeutet als den äußerlichen Ausdruck der Freude, mit der wir das neue Jahr zu begrüßen pflegen.

Von den Gebräuchen, die mit der Fastnacht früher verknüpft waren, hat sich meines Wissens in Ostpreußen nichts erhalten. Der Name lautete früher Fasnacht und ist in dieser Form wahrscheinlich auf das ungebräuchlich gewordene Zeitwort fassen oder faseln zurückzuführen, was soviel wie Possentreiben bedeutet. Er wies also darauf hin, daß der Tag und Abend vor Aschermittwoch, mit dem die großen Fasten begannen, mit Schmauferei und Maskeraden ausgefüllt waren. Die jetzige Form Fastnacht weist auf das beginnende Fasten hin. Nur im südlichen Ostpreußen findet sich noch die Form „Faslabend“, die jetzt noch an das Wort faseln anknüpft. Von dem Trubel, mit dem früher der letzte Tag der Fleischzeit begangen wurde, ist in Ostpreußen nichts weiter übrig geblieben als der Brauch, den Dienstboten den Nachmittag und Abend freizugeben. In manchen Gegenden wird ihnen auch das Fuhrwerk zu einer Schlittenfahrt zur Verfügung gestellt. Fehlt manchmal auch der Schnee, so bieten doch die zahlreichen Seen in Masuren, die meistens noch mit dickem Eis bedeckt sind, hinreichend Gelegenheit zu einer Spazierfahrt im Schlitten. Nach der Rückkehr wird schnell das Vieh beschickt, worauf sich die Jugend im Wirtshaus zusammenfindet, um den Tag mit einem Tanz zu beschließen.

Es wäre noch zu berichten, daß in der Zeit um Fastnacht herum viele Speisen mit Mohn zubereitet wurden und jetzt noch werden. Ich kann darüber aus eigener Erfahrung berichten. Als ich von meinem Elternhaus, dem bei Sybba gelegenen Forsthaus, das Gymnasium in der einige Kilometer entfernten Stadt Lyda besuchte, hatte ich bei befreundeten Familien Freitisch. So konnte es vorkommen und kam auch alljährlich vor, daß ich überall, wo ich hinkam, „Mohnkeilchen“, Klöße mit Mohn zusammengekocht, vorgelegt erhielt, die ich als Gast natürlich nicht verschmähen durfte, obwohl ich dem weichen Gerichte keinen Wohlgeschmack abgewinnen konnte. Aber

erzieherisch wirkte diese Erfahrung in hohem Grade. Sie lehrte mich, auch Dinge, die mir nicht gefielen, ohne Murren zu überwinden.

Das Osterfest, dessen Name von der altnordischen Frühlingsgöttin Ostara abgeleitet ist, wird von einer großen Zahl alter Gebräuche umrahmt, von denen die meisten noch aus dem alten Kultus stammen. Der Palmsonntag, mit dem die Karwoche beginnt, hat die Sitte gezeitigt, durch Weidenzweige, an denen die Küchlein bereits ausgetreten sind, die Erinnerung an den Einzug Christi in Jerusalem wachzurufen, und da wir nicht Palmen haben, mit denen der Weg des Heilands bestreut wurde, nehmen wir als Ersatz das, was uns die Jahreszeit bietet, also Weidenkätzchen, die wir Palmen nennen. Seit altersher wird dieser Tag auch noch dadurch festlich begangen, daß an ihm die jungen Christen feierlich durch Einsegnung in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden. Dann folgen stille Tage bis zum Gründonnerstag, an dem in Ostpreußen ganz allgemein Kringel (Brezel) gebacken und als Festtuchen verzehrt werden. Er gilt als Gedächtnistag an die Einsegnung des Abendmahles. Die Hausfrauen pflegen in dieser Woche bis zum Gründonnerstag ihre Blumen umzupflanzen und ihnen frische Erde zu geben. Das gibt ihnen die Gewähr für ein gutes Gedeihen ihrer Blumen.

Der Karfreitag, der Sterbetag des Heilands, gilt in der evangelischen Gemeinde als ein ernster Feiertag, an dem jede Arbeit auf dem Felde unterlassen wird. Ja er wird in vielen Familien noch durch strenges Fasten bis zum Untergang der Sonne begangen. Im katholischen Ermland gilt der Karfreitag dagegen als ein gewöhnlicher Arbeitstag. Doch dürfen an diesem Tage wie in der ganzen Karwoche die Kirchenglocken nicht geläutet werden. Man ladet die Gemeinde durch Klappern, die von Knaben durch das Dorf getragen und geschwungen werden, zum Gottesdienst ein.

Der erste Ostertag ist als Auferstehungstag des Herrn ein Freudentag, an dem man sich der Fröhlichkeit hingeben darf. Ein frommer Glaube verkündet, daß die Sonne morgens beim Aufgehen drei Freudensprünge tut. Aus vorchristlicher Zeit stammt noch die Sitte, aus einem fließenden Gewässer beim Aufblitzen des ersten Sonnenstrahls einen Krug Wasser zu schöpfen, das als heilbringendes Osterwasser gegen allerlei Gebrechen und Krankheiten gilt. Die jungen Mädchen, die das Osterwasser holen, dürfen auf dem Hin- und Rückweg kein Wort sprechen, wenn das Osterwasser seine Heilkraft nicht einbüßen soll. Wenn Ostern früh fällt, tun die jungen Mädchen in Ostpreußen gut daran, ein Beil mitzunehmen, um das Eis, das meistens noch auf dem Gewässer liegt, aufzuhacken. Böse

Buben, die es auch in Ostpreußen gibt, versuchen manchmal den schweigend einherwandernden Mädchen durch Ansprechen oder Erschrecken ein Wort oder auch nur einen Laut zu entreißen.

Ebenfalls aus der vorchristlichen Zeit stammen die symbolischen Speisen des Frühlingsfestes, der Osterfladen und die gefärbten Eier, die erst abgekocht und dann in verschiedenen Farben rot, blau, gelb oder grün gefärbt wurden, wozu jetzt die chemische Industrie die Färbemittel liefert. Allgemein ist in Ostpreußen noch der Gebrauch, die weiblichen und manchmal auch die männlichen Diensthboten mit einer Mandel Eier zu beschenken. Das Ei ist das Symbol des Lebens, deshalb schenken wir uns Eier zum Auferstehungsfest in der Natur.

Die gefärbten Eier werden vielfach durch Zerkraken der bunten Schale mit der Spitze eines Federmessers in kleine Schmuckstücke verwandelt, mit denen sich auch Erwachsene gegenseitig beschenken. Unter geschickten Händen gehen dabei kleine Kunstwerke mit geschmackvollen Mustern hervor. Für die Kinder wird das gefärbte Ei für einige Tage zum beliebten Spielzeug. Sie rollen die Eier auf der Erde nach einem „Kaulchen“, einer kleinen Grube, und wer als erster in das Ziel hineintrifft, hat die übrigen gewonnen. Das diesem Eierschieben völlig gleichende Murmelspiel der Kinder im Frühjahr ist nur als ein Ersatz für das uralte Erbgut des Eierschiebens anzusehen.

Sehr beliebt ist auch das Eiertippen, wobei die Eier mit den Spitzen aneinander gestoßen werden. Das Ei, das bei dem Anprall zerbricht, muß dem Sieger übergeben werden. Dabei versteht mancher Schalk den Gegner zu überlisten, indem er geschickt einen seiner Finger beim Zusammenprall vor das Ei schiebt, womit er sein Ei beschützt, während das des andern einnickt und verloren gegeben werden muß. Weit verbreitet ist in Ostpreußen auch der Brauch, am zweiten Ostertag im Garten oder auch im Hause Eier zu verstecken, um sie dann von den Kindern suchen zu lassen, wobei man die Sage aufrechterhält, daß sie vom „Osterhasen“ gelegt worden seien. Wie der Hase zu dieser Rolle gekommen ist, läßt sich auch auf die vorchristliche Zeit zurückführen, denn er war der Frühlingsgöttin Freya heilig und galt als Symbol der Fruchtbarkeit. In neuerer Zeit hat sich die Industrie der Ausnutzung dieses alten Brauchtums bemächtigt, indem sie für die Osterzeit, meist aus Pappmasse, Hasen in jeder Größe herstellt, die mit Süßigkeiten gefüllt als Geschenk dargebracht zu werden pflegen. Die ursprüngliche Form, den Hasen als Symbol darzustellen, bestand wohl darin, daß man Kuchen in Hasenform back und beim Opfermahl verzehrte.

Ein auch in Ostpreußen noch immer geübtes Brauchtum ist das „Schmackostern“, das uns schon von dem in Süddeutschland zur Wintersonnenwende üblichen Pfaffen bekannt ist. Dazu werden grüne, junges Laub tragende Oster-
ruten gebraucht, die man dadurch gewinnt, daß man sechs bis acht Wochen vor dem Fest Birkenzweige abschneidet und in laues Wasser stellt, das oft erneuert werden muß, weil es von den Zweigen aufgesogen wird, die es zur Entfaltung ihrer Knospen benötigen. Das Schmackostern findet in der Frühe des zweiten Feiertages statt,



Ermländische Sonntagstracht.

wobei man diejenigen, die man schmackostern will, noch im Bett zu überraschen sucht. Ein schlechter Spaß ist es, einige Reiser des Stachelbeerstrauchs in die Ruten zu binden, um die im allgemeinen sanften Schläge etwas fühlbarer zu machen. Mit dem Schmackostern pflegt meistens auch der Zweck verbunden zu sein, eine Gabe zu heischen. Das Sprüchlein dabei lautet:

„Schmackostern, Grünostern,
fünf Eier, n' Stück Speck,
dann geh ich gleich weg“.

Daß das Schmackostern auch in andern Gauen Deutschlands Sitte ist und daß sogar die Schüler ihre Lehrer mit Schmackostern heimzusuchen pflegten, kann man in „Dorchläuchting“ bei Fritz Reuter nachlesen „... Of de Herr Konrekter hadd sich mit Heitwedens losköpen müßt, von de blank uppuhten Bartenrauden, mit de em ne ganze Band von lütte drifdege Quintaners und Quartaners de Flöh von den Rücken jagen wull. Dürten Holzen hadd sich gegen dese wilde Jagd aufschmieten wullt, hadd äwer sülwst in den Düstern en paar Raps op de Del awkregen, un hadd nich hinnern kunnt, dat de Gesellschaft bet in de Schlapstuw von den Herrn Konrekter rinnebrofen was“.

Das dritte große Fest der christlichen Kirche, das Pfingstfest, fällt in Tage, die in vorchristlicher Zeit von allerlei Gebräuchen erfüllt waren, mit denen die Wiederkehr des Frühlings gefeiert wurde. Kein Wunder, daß dies Brauchtum sich um das Kirchenfest, das ein fröhliches Fest sein soll, geschart hat. Der Name Pfingsten soll von dem gotischen Bischof Ulfilas herkommen, der nicht nur die Bibel zum ersten Mal in eine

germanische Sprache übersezte, sondern auch den griechischen Namen des Festes, der Pentekoste lautete, weil es fünfzig Tage nach Ostern stattfand, verdeutschte. Das Kirchenfest soll etwa im vierten Jahrhundert entstanden sein. Das Brauchtum, das noch jetzt mit ihm verknüpft ist, war viel älter, denn es stammt aus dem Kult, mit dem die Germanen das Wiedererwachen der Natur und ihr sichtbares Gedeihen feierten. Die meisten Gebräuche scheinen jedoch in Ostpreußen verloren zu sein. Wenigstens habe ich dort schon vor einem halben Jahrhundert keinen der Gebräuche getroffen, die im Reich noch an manchen Orten ausgeübt werden, wie das Herumtragen und Aufstellen eines Maibaumes, einer jungen eingegrünten Birke, die mit Bändern und Kränzen geschmückt, als Symbol der Fruchtbarkeit und Gesundheit von Haus zu Haus getragen und schließlich auf einem Platz aufgestellt wurde, wo die Jugend des Dorfes ihre Tänze und Spiele aufführte. Auch pflegten junge Burschen einem Mädchen, das ihnen lieb war, ein geschmücktes Bäumchen vor das Fenster zu stellen. Davon ist in Ostpreußen nichts weiter übrig geblieben als die Ausschmückung der Häuser und Stuben mit grünen „Maien“, das heißt mit jungen Birken.

Vielfach ist in den Städten auch noch die Sitte verbreitet, am ersten Feiertag früh einen Spaziergang in die „Frühlust“ zu machen. Diese Sitte ist von unsern Vorfahren übernommen, denn bis zum Pfingstfest ist das Feld bestellt, und der Bauer überzeugte sich mit Freuden, wie die Saat, die er ausgestreut hatte, aufgegangen und eingegrünt war. Daß die beiden Feiertage zu Ausflügen benutzt werden, ist kein Brauchtum. Diese Gewohnheit stammt aus der allgemeinen Freude an der Natur, die alle Herzen erfüllt, wenn der Winter durch die erwachte, verjüngte Natur vertrieben worden ist. Früher gab man ihr durch ein altertümliches Brauchtum Ausdruck, indem man den Winter durch eine Puppe darstellte, die mißhandelt und schließlich verbrannt wurde.

Allgemein war früher in Ostpreußen die Sitte, die Sommer Sonnenwende, mit welcher der Sommer beginnt, obwohl sich bereits die Tage verkürzen und die Nächte verlängern, zu feiern. Das geschah durch Feuer, die auf den Bergen entzündet wurden. Besonders in dem sogenannten „buddligen“ Masuren, wo Berg sich an Berg reiht, flammten am Johanniabend zahllose Feuer auf. Schon Wochen vorher sammelten die Knaben des Dorfes trocknes Reisig im Walde und trugen es auf einer Bergkuppe zusammen. Und das ganze Jahr hindurch wurden eifrig die Paudeln, die mit einer Schmiere oder flüssigem Teer gefüllt an den Wagen hingen, gesammelt und für das Johannisfeuer aufbewahrt. Denn damals . . . ich erzähle von

meiner Jugendzeit vor mehr als sechzig Jahren . . . drehten sich die Wagenräder noch auf hölzernen Achsen, die fast täglich geschmiert werden mußten. Die Folge davon war, daß sich in jeder Wirtschaft zahlreiche Paudeln ansammelten, die, in das Feuer geworfen, es besonders hell auflodern ließen. Die Hausväter steuerten fettes Kienholz und dicke Kloben dazu, um dem Feuer für längere Zeit Nahrung zu geben. Dann wurden alte Räder mit Stroh umwickelt, das mit Wagenschmiere oder Teer getränkt wurde. Darauf zündete man sie an und ließ sie den Berg herunterrollen, meist nach einem See zu, wo sie verloschten, ohne Schaden anzurichten. Die Jugend des Dorfes bildete einen Kreis um das Johannisfeuer, tanzte und sang dazu. Wenn das Feuer dann heruntergebrannt war, sprangen Knaben und Mädchen paarweise hinüber.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts war diese alte Sitte bereits völlig geschwunden. Das Holz war in dem waldreichen Masuren, wenn auch nicht knapp, so doch teuer geworden, und Teerpaudeln gab es auch nicht mehr, weil alle Räder jetzt auf eiserner Achse liefen. Damit schloß auch die alte Sitte ein. Als ich im Mai 1919 nach meiner Heimat kam, um an der Vorbereitung der Abstimmung mitzuwirken, die außer den Masuren auch einem Teil des Ermlandes und vier westpreussischen Kreisen östlich der Weichsel vom Feindbund auferlegt worden war, fand ich bereits tiefgehende Erregung und Entzündung vor. Es hatte sich schon ein Masurenbund gebildet, der in ganz kurzer Zeit über hunderttausend Mitglieder zählte. Die starke Begeisterung, die das Gebiet ergriffen hatte, ließ in mir den Gedanken erwachsen, ihr einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Dazu erschien mir das alte Brauchtum der Johannisfeuer am geeignetsten, und ich schlug in einer großen Versammlung, zu der sich aus jedem Dorf des Kreises einige Vertrauensleute eingefunden hatten, vor, die alte Sitte wieder aufleben zu lassen als ein Symbol*) der Treue und Verbundenheit zum Reich. Mein Vorschlag, der gleichzeitig auch an einem andern Orte gemacht wurde, fand einstimmige, jubelnde Aufnahme. Und schon am Johanniabend 1919 flammten in Masuren hunderte von Feuern auf den Bergen auf. Alt und jung umgab in Feiertagskleidung den lodernnden Holzstoß. Der Vertrauensmann des Ortes, meistens war es der Lehrer, ließ die Schulkinder Heimatlieder singen, an denen wir Ostpreußen wirklich reich sind, und wies dann in einer Ansprache auf die Bedeutung dieser Feier hin. Dann reichten sich alle die Hände und schlossen sich zu einem Heimatverein zusammen.

*) Sinnbild.

Im nächsten Jahr brannten am Johanniabend in ganz Ostpreußen noch mehr Feuer, aber die Wiederbelebung des alten Brauchtums hatte keinen Bestand. Die Begeisterung schwand, und mit ihr die alte Sitte, hauptsächlich deshalb, weil sie den Heimatvereinen für die Beschaffung des Holzstoßes ein erhebliches Geldopfer auferlegte. Nur in einigen größeren Ortschaften hielt sie sich noch ein paar Jahre, und in Königsberg wurde sie zum Volksfest, das auf dem Galtgarben abgehalten wurde. Ihr Erlöschen war auch darauf zurückzuführen, daß ganz Ostpreußen wirtschaftlich mit schwerer Not zu ringen hatte. Erst dem Dritten Reich war es vorbehalten, diesen alten schönen Brauch in ganz Deutschland zu neuem Leben zu erwecken.

In der zweiten Hälfte des Jahres war nur noch die Ernte ein Anlaß zur Betätigung festlichen Brauchtums. Beim Einfahren des Roggens, der Hauptgetreideart in Ostpreußen, ließ man eine Hocke auf dem Felde stehen. Darum sammelten sich die Schnitter und Rasserinnen und lasen unter Absingen eines Ernteliedes eine Anzahl großer Ähren aus dem Haufen, die zu einem Bündel vereinigt, in eine aus Blumen geflochtene und mit Bändern geschmückte Krone gestellt wurden. Sie wurde auf der Sense des Vorscheiters befestigt, in feierlichem Zuge vor das Gutshaus getragen und dort nach Absingen eines Liedes dem Gutsherrn überreicht, der sich dafür durch ein Geschenk bedankte. Das allgemein übliche Erntefest wurde auf den Gutshöfen erst gegen den Herbst hin gefeiert, nachdem die ganze Ernte eingebracht war, manchmal auch erst nach Beendigung der neuen Saatzeit und der dahinter folgenden Kartoffelernte.

Bei den Bauern in Masuren dagegen wurde stets der „Plon“ gefeiert und zwar am Abend des Tages, an dem der Roggen abgemäht war. Die Feier begann ebenfalls unter Absingen eines Liedes mit Ueberreichung der geschmückten Erntekrone. Dann folgte ein allgemeines gegenseitiges Begießen mit Wasser aus bereitgestellten Gefäßen. Ein Symbol für die erhoffte Fruchtbarkeit des nächsten Jahres!

Darauf gingen die Schnitter und Schnitterinnen nach Hause, um Feiertagskleidung anzulegen, worauf sie sich wieder auf dem Hof versammelten, wo sie an einem langen Tisch reichlich mit Speise und Trank bewirtet wurden. Meist folgte darauf noch ein Tänzchen nach den Klängen einer Ziehharmonika oder Klarinette. Leider ist das Wassergießen, das doch nur ein Symbol für die Fruchtbarkeit des nächsten Jahres sein sollte, in den letzten Jahren so ausgeartet, daß die alte Sitte dadurch gefährdet wird. Denn junge Burschen legten es immer

mehr darauf an, nur die Herrschaft gründlich zu begießen, so daß viele Landwirte schon auf die Feier verzichtet haben.

Ein alter Brauch ist auch das „Binden“. Wer sich den Schnittern auf dem Felde naht, ob es der Gutsherr ist oder ein Fremder, wird von einer Schnitterin mit einigen Halmen um den Arm gebunden und muß sich durch ein Geschenk lösen.

Das Bild wäre nicht vollständig, wenn ich nicht eines jetzt leider bereits geschwundenen Brauchtums gedenken wollte, das der Erinnerung wohl wert ist. Das sind die verschiedenen Arten der „Talka“, die in den Gebieten Ostpreußens nördlich des Pregels und der Memel gefeiert wurden. Das Wort wird am besten durch „Gemeinschaftsarbeit“ übersetzt. Es bedeutet, daß Arbeiten in der Landwirtschaft, die der Einzelne nur in längerer Zeit bewältigen konnte, von der ganzen Dorfgemeinde gemeinsam ausgeführt wurden, wie das Düngerfahren, das Roggenmähen, das Pflügen des Ackers und das Flachsbrechen. So wurde die Arbeit, für die der einzelne Wirt längere Zeit brauchte, an einem Tage geschafft. Auch nach einem Brande tat sich das ganze Dorf zum Wiederaufbau des zerstörten Gebäudes zusammen. Ein schönes Beispiel gegenseitiger Hilfsbereitschaft!

Der Wirt, bei dem die Talka stattfand, hatte für reichliche Bewirtung zu sorgen. Das vergnüglichste Arbeitsfest war das gemeinsame Flachsbrechen, das abends begann und bis zum Morgen dauerte. Die jungen Burschen brachten ihre Flachsbraken mit, die Mädchen ihre Schwingmesser. Die Burschen zerbrachen auf ihren Braken die Flachsstengel, die Mädchen befreiten sie durch Schlagen mit ihren breiten, hölzernen Schwingmessern von den ihnen noch anhaftenden Rindenstückchen, bis der Flachs rein und weich, zu Bündeln geschnürt, in der Vorratskammer geborgen werden konnte. Während der Arbeit wurde fleißig gesungen. Der große Vorteil dieser Gemeinschaftsarbeit bestand darin, daß Frauen und Mädchen schon früh im Herbst gleichzeitig mit dem Verspinnen des Flaches und auch bald mit Weben der Leinwand beginnen konnten.

Der Wert der Gemeinschaftsarbeit im Gegensatz zu der selbsttätigen Vereinzelnung ist erst im Dritten Reich wieder erkannt worden und hat bereits zu großartigen Erfolgen geführt. Denn wozu die Kraft des Einzelnen nicht ausreicht, das schafft die vereinte Kraft der in Arbeitslagern zusammengeballten Jugend unter zielbewußter Führung. Ihr verdanken wir die Förderung des Nährstandes durch Umwandlung großer Ödlandflächen von vielen tausend Hektar zu fruchtbarem Ackerland, die Urbarmachung großer Moore und Brüche,

die in Kunstwiesen verwandelt werden, die Eindeichung weiter Strecken des Wattenmeeres, wodurch wir dem „blanken Hans“ wieder abgewinnen, was er vor Jahrhunderten verschlungen hat. Wo früher die Bogen der Flut über den bei Ebbe trockenliegenden Schlick rollten, siedeln jetzt, durch Dämme geschützt, Bauern und bringen reiche Ernten ein.

Volksglaube im Alltag.

Hierzu soll einiges davon aufgezeichnet werden, was der Volksglaube bisher in der Erinnerung festgehalten hat. Er haftet noch ganz fest z. B. an einer Anzahl Vögel, vor allem an dem Ruckuck, der von jeher mit besonderen Blicken betrachtet worden ist, weil er sich selbst kein Nest baut, sondern seine Eier mehreren kleinen Singvögeln ins Nest legt, um sie von ihnen ausbrüten und die Jungen aufziehen zu lassen. Daher stammt die sprichwörtliche Bezeichnung vom Ruckucksei. Merkwürdig ist der Volksglaube, daß man beim Vernehmen des ersten Ruckucksrufes Geld in der Taschen haben und damit klumpen muß, auch wenn es nur einige Pfennige sind, um das ganze Jahr hindurch Geld zu haben. Woher dieser Glaube stammen könnte, ist nicht mehr zu ergründen. Für abergläubische Menschen ist es gefährlich, sich von dem Ruckucksruf sagen zu lassen, wie lange man noch zu leben hat. Denn manchmal ruft der Gauch mehr als dreißig Mal hintereinander, aber manchmal schweigt er schon nach dem ersten oder zweiten Ruf, so daß Menschen, die ihre Frage nicht bloß als Scherz betrachten, in Angst versetzt werden.

Von Bedeutung soll es für ein junges Mädchen sein, in welcher Stellung es den Storch im Frühjahr erblickt. Sieht es ihn fliegen, dann wird es das ganze Jahr fleißig sein. Sieht es ihn stehen, dann wird es das ganze Jahr faul sein. Sieht es ihn auf dem Nest sitzen, dann wird es noch in diesem Jahr heiraten.

Der Ruf des Pirols, den der Volksmund treffend mit „Vogel Bülow“ wiedergibt, soll den Landwirten baldigen Regen verkünden. Dieser Glaube wird wohl dadurch entstanden sein, daß der scheue, durch sein glänzendes Gefieder auffallende Vogel seltener als andere Vögel seinen Lockruf erschallen läßt, was ihm eine gewisse Bedeutung und Achtung verschafft, obwohl sein kurzer Ruf, den er nicht oft wiederholt, nichts anderes ist als die Betätigung des Lebensdranges, der alle Geschöpfe im Frühling beseelt.

Schweres Unrecht tut der Volksglaube dem Käuzchen, wenn er die kleine, nicht nur harmlose, sondern durch ihren eifrigen

Mäusefang sehr nützliche Eulenart wegen ihres in dunkler Nacht allerdings unheimlich klingenden Rufes als „Totenvogel“ bezeichnet und ihr nachsagt, daß sie mit Vorliebe um ein Haus fliegt, wo ein Mensch krank liegt, um ihm durch den schaurig klingenden Ruf sein nahes Ende zu verkünden. Der kleine Vogel kann nichts dafür, daß die Natur ihm, wie allen Eulenarten, eine Stimme verliehen hat, die dem Menschen nicht gefällt. Daß er nachts mit Vorliebe um ländliche Gehöfte herumfliegt, bringt sein Nahrungserwerb mit sich, dem er in den Scheunen und auf den Feldern nachgeht.

Wie sehr der schlichte Sinn des Landbewohners allem Unnatürlichen abhold ist, zeigt ein altes, derbes Sprichwort: „Mädchen, die pfeifen und Hühnern, die krähen, soll man beizeiten den Hals umdrehen“. Das Wort ist dadurch entstanden, daß ab und zu mal ein Huhn wie ein Hahn kräht, was gegen alle Gesetze der Natur zu sein scheint. Da solche Hennen ihre Pflicht, fleißig Eier zu legen, nicht zu erfüllen pflegen, dürfte das Sprichwort wohl recht haben, wenn es rät, sie zu schlachten und in den Topf zu stecken. Der andere Teil des Wortes zeigt deutlich, daß die von der männlichen Jugend geübte Kunst des Pfeifens bei jungen Mädchen als unweiblich empfunden und scharf verurteilt wird.

Vom Regenbogen, der sich mit seinen leuchtenden Farben über den Himmel spannt, behauptet der Volksmund, daß er mit seinen Enden Wasser von der Erde aufzieht und in die Wolken emporführt. Daß die Strahlenbrechung des Lichtes in unzähligen Wassertropfen diese wunderbare Naturerscheinung hervorruft, ist einfachen Menschen schwer zu erklären. Mitunter sieht man auch die Strahlen der hinter einer Wolke verborgenen Sonne wie breite Bänder zur Erde hinabfließen. Auch ihnen schreibt der Volksmund nicht nur die Kraft, sondern auch die Aufgabe zu, Wasser von der Erde in die Wolken emporzuziehen. Bei aufsteigendem Gewitter verlangt ein uralter Glaube, alle Fenster zu schließen, um im Hause jede Zugluft abzusperren, weil sie den Blitz anziehen soll. Richtiger ist es, in dem Zimmer, in dem sich die Hausbewohner bei Gewitter zu versammeln pflegen, ein Fenster offen zu halten, damit sich der ungeheure Luftdruck, der durch Einschlagen eines Blitzes hervorgerufen wird, ausgleichen kann.

Von der Fischerbevölkerung an den großen Seen und Häfen wird die Brennessel als ein sehr nützliches Gewächs angesehen und zum Verpacken von Fischen verwendet, die man früher zum Versenden einsalzte. Die Nesseln sollen durch ihre Brennhaare das Salz vollkommen ersetzen. Die Fischerbevölkerung lehnt auch die von vielen Kochbüchern angegebene Methode ab, Fische nur zehn Minuten zu kochen und dann noch

einige Zeit „ziehen“ zu lassen. Sie behauptet, daß man von dem Genuß der nur kurze Zeit gekochten Fische das kalte Fieber bekommt. Sie läßt jedes Fischgericht mindestens eine Stunde kochen und beugt dem Zerfallen der Fische dadurch vor, daß sie das kochende Gericht öfter durch einen Guß kalten Wassers „abschreckt“. Und man kann wohl behaupten, daß ein lange gekochtes Fischgericht einen größeren Wohlgeschmack entwickelt als ein kurz gekochtes.

Ein merkwürdiger Glaube verbietet den Fischern, beim Bestecken der Nachtschnüre zu essen. Das hätte zur Folge, daß die Fische den Köder abfressen, ohne sich am Haken zu fangen. Die Ursache dieses Glaubens dürfte wohl die Annahme sein, daß durch das Essen die Arbeit verzögert wird, die viel Zeit erfordert, weil meistens einige tausend Haken mit Köder besteckt werden müssen.

Erkrankungen werden noch vielfach als Schädigung durch eine Zauberkraft oder einen Zauberstoff aufgefaßt, der von einem bösgesinnten Menschen ausgegangen ist. Der Glaube, daß es Menschen mit solch unheilvollen Kräften gibt, ist noch nicht ganz geschwunden und heftet sich noch manchmal an alte Frauen und schielende Menschen. Dagegen ist der Hexenglaube, der soviel Unheil in der ganzen Welt angerichtet hat, wohl gänzlich aus dem Volksglauben getilgt. Unheil aller Art, das eine Familie treffen kann, wehrt ein Hufeisen ab, das man mit der Öffnung nach außen auf die Schwelle nagelt. Es muß aber auf der Straße gefunden und nicht auf irgend eine andere Weise beschafft worden sein. Wunden heilt man durch Auflegen eines Spinnwebes, dem man die Kraft zuschreibt, das Blut zu stillen und die Wunde auszutrocknen. Der Ursprung dieser Annahme dürfte wohl darin zu suchen sein, daß die Spinnen nur bei trockenem Wetter ihre Netze spinnen, so daß der Volksglaube ihnen die Kraft zuschreibt, heitres trocknes Wetter zu „machen“.

Die Gelbsucht soll nach weit verbreiteter Ansicht dadurch entstehen, daß man sich in einem glänzenden Messingkessel gespiegelt hat. Das Mittel gegen diese Krankheit soll einfach darin bestehen, daß man sich in einem anders gefärbten Stoff, zum Beispiel in der glänzenden Oberfläche eines Teerfasses, spiegelt. Dieser Glaube scheint weit verbreitet gewesen zu sein, denn Fritz Reuter berichtet in seiner „Festungstid“ von einem Leidensgefährten, der seine Gelbsucht durch dieses Mittel zu heilen versuchte.

Ein drolliger Volksglaube ist es, daß man sich an einem Kleidungsstück, das man am Leibe trägt, nicht einen Knopf annähen lassen darf, weil die Gefahr besteht, daß man sich dabei die „Gedanken festnähen läßt“. Glücklicherweise kann man

dieser Gefahr leicht dadurch vorbeugen, daß man beim Annähen des Knopfes einen Faden in den Mund nimmt.

Ein Heilmittel gegen Lungenschwindsucht soll Hundefett sein. Der Glaube ist so allgemein verbreitet, daß es z. B. in Berlin Hundeschlächtereien gab, wo das Fett der geschlachteten Tiere viel verlangt und teuer bezahlt wurde.

Zum Volksglauben gehört auch der Aberglaube der Jäger. Sie machen in Ostpreußen keine Ausnahme von allen andern deutschen Jägern. Ich habe es bei meinem Vater beobachtet, der seinerzeit ein in Ostpreußen rühmlich bekannter Jäger und Schütze war. Er ließ sich sonst in seiner Stimmung durch nichts beeinflussen. Aber wenn er morgens beim Weggehen einer „Dame in höheren Semestern“, wie er sie in grimmigem Humor nannte, begegnete, dann verlor er die gute Laune und die Freudigkeit, die ihn beim Ausbruch zur Jagd stets erfüllte. Auf einen solchen Fall entsinne ich mich noch heute ganz deutlich. Wir waren eines Morgens zur Jagd gerüstet, um auf der Feldmark eines benachbarten Gutsbesizers Rebhühner zu suchen. Meine Mutter, die sonst immer dafür sorgte, daß der Vater beim Betreten der Straße unserm hübschen Hausmädchen begegnete oder selbst hinausging, um ihm als erste entgegenzutreten, ihm öfter auch einen Schlorr — Pantoffel — mit dem Rufe „Hals und Beinbruch“ nachwarf, mußte wohl schon in den Garten gegangen sein, denn als wir aus dem Hause traten, stand am Hofstor eine alte „Prachersche“, ein Bettelweib, dessen Anblick schon an und für sich nicht erfreulich wirkte. Doch damit nicht genug: als wir an ihr vorbeigingen, rief sie uns freundlich grinsend zu: „Beel Glück, Herr Förster!“.

Mein Vater stieß einen heftigen Fluch aus und meinte dann: „Das fehlte bloß noch, daß uns das alte Weib auch noch Glück wünschte“. Dann blieb er schweigsam, bis wir aufs Feld kamen und unsere alte Hühnerhündin Diana uns bald an ein Volk Hühner führte. Mein Vater, der sonst immer mit jedem Schuß ein Huhn herunterholte, schoß beide Male vorbei. Ich sah ihm den Ärger an, als er seinen Vorderstopfer wieder lud. Als wir dem Volk, das bald wieder eingefallen war, nachgingen, stand Diana unterwegs vor einem zweiten Volk. Wieder schoß der Vater zweimal vorbei. Ohne eine Wort zu sagen, hängte er seine Schrotzpriße über die Schulter, rief die Hündin zu sich und ging auf eine Feldscheune zu, an der wir uns ins Gras lagerten. Ich fragte etwas jaghaft: „Vater, was ist das mit Dir?“

„Ach, ich ärger' mich noch immer über das alte Weib.“ Nach einer Weile stand mein Vater wieder auf und lud seine



Koppershagen, Kr. Wehlau,
Bügelanz.

schiedsgruß darf nur lauten
und Beinbruch“.

Flinte. Während die Hündin wieder Hühner anzog, meinte er: „Wer jetzt vorbeischießt, bekommt etwas mit dem Schrotbeutel aufgezählt.“ Als ich lachend erwiderte: „Na, dann nimm Dich mal zusammen,“ lachte er auch. Und als die Hühner dicht vor uns aufstanden, holten wir mit vier Schüssen vier Hühner herunter.

So übel verkündend die Begegnung mit einem alten Weib ist, so segensreich ist das Nachwerfen eines Schlorrs. Und beileibe darf man einem weggehenden Jäger nicht „Glück“ wünschen. Der Ab-

„Waidmannsheil“ oder „Hals

Wetterregeln. Es ist für jeden Landmann von großer Wichtigkeit, zu wissen, oder richtiger gesagt, zu erraten, wie sich das Wetter in den nächsten Tagen gestalten wird, besonders in der Erntezeit, wo viel davon abhängt, daß er sein Heu und Getreide trocken in die Scheune bringt. Es gibt Anzeichen dafür, die aus der Tierwelt genommen sind und mit ziemlicher Sicherheit auf die Gestaltung des Wetters schließen lassen. Solche Anzeichen sind: Wenn die Spinnen ihre Netze zu weben anfangen, kann man auf trockenes Wetter hoffen. Wenn die Schwalben tief fliegen, muß man den Eintritt schlechten Wetters mit Regen erwarten, weil die Insekten, unter denen die Schwalben ihre Beute finden, sich nicht mehr hoch in der Luft tummeln, sondern sich zur Erde herunter begeben haben, wo sie bei drohendem Unwetter Schutz unter Blättern zu finden pflegen. Wenn die Luft hellhörig und weitfichtig wird, ist bald Regenwetter zu erwarten, denn dann ist sie reichlich mit Wasserdampf gesättigt, das sich zu Regentropfen verdichtet, die zur Erde fallen. Es ist unrecht, wenn man diese auf Naturbeobachtungen beruhenden Wettervoraussetzungen mit dem Spottvers abtun will: „Kräht des Morgens der Hahn auf dem Mist, so ändert sich das Wetter oder es bleibt, wie es ist.“ Das dürfte eher auf die Wetterregeln zutreffen, die schon im frühen Mittelalter entstanden sind und, wie die Verknüpfung mit dem Namen eines Kalenderheiligen erweist, von der Witterung

eines Tages auf die Gestaltung des Wetters für einen längeren Zeitraum schließen wollen. Sie haben wenig praktischen Wert. Noch weniger Wert besitzen die Voraussagungen des sogenannten Hundertjährigen Kalenders, die wie eine ewige Krankheit von den Kalendermachern in jedem Jahre mitgeschleppt werden. Da ist es kein Wunder, wenn sich die Bauern lieber auf die Anzeichen der Natur und mit noch größerer Sicherheit auf die Voraussagen des Reichswetterdienstes verlassen, die jetzt täglich bis ins kleinste Dorf dringen; denn es gibt wohl kaum noch einen Ort in Ostpreußen, wo nicht eine Zeitung gelesen wird. —

Offenbarungen des Volksglaubens sind auch die Sagen. Sie haben sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt bis in die Gegenwart, und immer neue werden geboren. Ihre Wurzeln reichen zurück in gar ferne Tage. Sie sind uns gar besondere Zeugen für den Glauben, das Denken und Fühlen der Völker. Nur einige aus der unendlichen Zahl können auf den nachfolgenden Seiten Raum finden*).

Von der Mar.

Die Mar ist ein leibhaftiger Mensch, meistens ein junges Mädchen, das die Fähigkeit besitzt, sich des Nachts zu verwandeln und durch die engsten Öffnungen zu schlüpfen. Die Mar setzt sich Schlafenden auf die Brust und drückt sie so, daß sie kaum atmen und weder schreien noch sich rühren können. Oft muß sie weite Wege zurücklegen, um zu ihrem Opfer zu gelangen. — Vor der Mar kann man sich auf verschiedene Weise schützen. Wenn sie im Begriff ist, den Gequälten zu verlassen, so soll er ihr zurufen: „Komm morgen zum Frühstück und bring den Löffel mit!“ Zur angegebenen Zeit kommt dann eine Frauensperson ins Haus, die in der Regel keine Ahnung von ihrem nächtlichen Treiben hat. — Gelingt es dem von der Mar Gequälten, die rechte große Zehe zu bewegen, so muß sie weichen. Dann soll der Geplagte schnell nach der Mar greifen und das Erhaschte nicht loslassen, gleichgültig, ob es sich in einen harmlosen Strohalm oder in eine furchtbare Schreckgestalt verwandelt. Beim Morgengrauen muß sich das Festgehaltene wieder in einen Menschen zurückverwandeln und kann nicht mehr schaden.

Die Ursache, warum Menschen andere als Mar quälen müssen, ist verschieden. Wird ein kleines Kind auf der Fahrt zur Taufe vor der ersten Grenze auf den andern Arm umge-

*) Aus: Sage u. Sitte im Deutschherrenlande. Von Dr. Karl Plenzat. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau.

bettet, so muß es eine Mar werden. Dasselbe geschieht, wenn die Taufpaten während der heiligen Handlung an die Mar denken oder dem Täufling anwünschen, solch ein Quälgeist zu werden. Auch die Töchter von Maren pflegen oft gleichfalls wieder Maren zu werden.

Die Seen beim Obsberg.

In alten Zeiten lebte auf dem Obsberg bei Ostwein eine Riesenfamilie. Das Riesenpaar war noch jung an Jahren. Die junge Riesenfrau wurde plötzlich krank. Der Riese pflegte sie mit großer Sorgfalt. Doch alles Pflegen half nicht. Nach einigen Wochen starb sie und wurde begraben. Der Riese setzte sich vor das Grab seiner lieben Frau und weinte ohne Unterlaß. Die Tränen flossen in die tiefen Täler. So entstanden zwei Seen. Sie heißen Obssee und Mühlensee. Vom vielen Weinen erblindete der Riese. Deshalb und aus Gram über den Tod seiner Frau nahm er sich das Leben. Sein Geist soll noch jetzt manchmal auf dem Obsberg zu sehen sein.

Die wilde Jagd im Samland.

Durch den Hohlweg von Buzkeberg gingen um die Nachtzeit einſt der Vater und der Großvater des noch lebenden Einwohnerns B. in Pöbethen. Raum trauten sie ihren Blicken; denn eine Menge Jäger ging auf den Buzkeberg mit gespannten Hähnen, mit gekoppelten Hunden, mit allem Heile. Damals war noch eine königliche Försterei in jener Gegend, und, obwohl den Bauern die Sache schon unheimlich vorkam, dachten sie doch, daß etwa ein Treibjagen im Werke sei, und blieben neugierig stehen. Nach einer Weile sprengten die Jäger los, hinunter den Buzkeberg, Karriere nach dem Hohlweg. Hui! setzten Mann und Roß und Hund mit einem Sprunge nacheinander über den Hohlweg, als ging's zum Spaß über einen Graben. Der Bauer nahm seinen Sohn, ließ erst ruhig die Heke über sich setzen und setzte dann selbst aus, so lang seine Beine waren.

Auch von Tenkitten, einem Stranddorfe unweit Fischhausen, bei dem das St. Adalbertskreuz errichtet ist, und von Kragau soll der wilde Jäger ausziehen.

Die Schwidnikes.

In Sümpfen und Mooren wohnen die Schwidnikes. Einige sagen, sie seien die Geister der Geldmesser, die die Bauern betrogen und falsch gemessen hätten. Nun müßten sie in alle Ewigkeit spuken und könnten keine Ruhe finden.

Einen Bauer, der angetrunken bei Nacht und Nebel aus der Stadt kam, lockten sie vom Wege ab ins Moor hinein. Er sah ein Licht vor sich hergehen und glaubte, es wäre ein

Mann mit einer Laterne. Er rief! Da winkte ihm das Licht, und nun folgte er ihm blindlings in der Hoffnung, zu Menschen zu kommen. Schließlich fiel er in einen tiefen Graben, und die Schwidnikes griffen ihn und hielten ihn fest. — „Wie willst du werden?“ fragten sie ihn, „weiß, rot oder blau?“ In seiner Angst wählte der Bauer das Letzte. „Das ist dein Glück!“ sagte eine heisere Stimme. „Hättest du rot gesagt, hätten wir dich geschlagen, bis das rote Blut geflossen wäre. Und hättest du weiß gewählt, so hätten wir dich bleich und kalt gemacht!“ — Leute, die zum Torfstechen kamen, zogen ihn am nächsten Morgen ohnmächtig aus dem Graben. An seinem ganzen Körper gab es keine Stelle, die nicht grün und blau geschlagen war.

Pferde reden in der Johannismacht.

Der reiche Fischwirt Sakut in Rossitten wußte, daß die Pferde in der Johannismacht zu reden vermögen. Er wußte auch, daß irgendwo in den Dünen ein Schatz verborgen ruhte und hätte gern den Ort erfahren. Er hoffte, die Tiere würden vielleicht auch davon sprechen, und obgleich ihn seine Frau warnte, schlich er sich an den Stall, um zu lauschen. Als es 11 Uhr schlug, hörte er, wie sie zu reden begannen: „Noch ist unser Wirt voller Gier nach Geld und Gut, und doch sind seine Tage schon gezählt. Heute über drei Tage wird er unter der Erde ruhen.“ Da ergriff den jähzornigen Mann die Wut, er packte ein Beil, riß die Thür auf und schrie: „So sollt ihr mir wenigstens im Tode vorangehen! Der Teufel hole euch für eure verfluchte Botschaft!“ Er wollte auf die Tiere los schlagen, da bäumten sie sich hoch auf, und er brach, getroffen von ihren Hufen, zusammen. Die wild gewordenen Pferde rissen sich los und sprengten über ihn hinweg in die Nacht hinein. — Wie sie es vorausgesagt hatten, wurde Sakut nach drei Tagen ins Grab gesenkt.

Die Pest in Stigehnen.

Als die Pest im Jahre 1709 fast keinen Ort in unserer Heimat verschonte, gehörte das Dorf Stigehnen im Samlande zu denen, die am schwersten heimgesucht wurden. Es erkrankten dort alle Leute; nur ein einziger zwölf Jahre alter Knabe blieb gesund. Die Leute in den umliegenden Ortschaften hüteten sich, in das unglückliche Dorf zu kommen. Aber sie wollten ihre Mitmenschen doch nicht ganz sich selbst und ihrem harten Schicksal überlassen. Deshalb riefen sie dem Knaben zu, er möge alle Tage an der Grenze des Dorfes so viele Steine niederlegen, wie sich noch Lebende im Dorfe befänden; sie würden dann für diese neben die Steine Lebensmittel stellen, die er abholen könnte, wenn sie sich entfernt hätten. Das ge-

schah. Die Umwohner des unglücklichen Dorfes fanden neun Steine liegen und brachten genug Lebensmittel für die neun Leidenden. Am folgenden Tage fanden sie nur sieben Steine an der Grenze; und nach wenigen Tagen war nur noch ein Stein da. Den hatte der Knabe für sich selbst hingelegt; denn alle übrigen waren gestorben. Er war der einzige, der aus dem Dorfe Stigehnen die Pest überlebte.

Die Oblate als Zaubermittel.

Eine Frau, die meine Mutter genau kannte, hatte beim heiligen Abendmahl die Oblate im Munde behalten, statt sie hinunterzuschlucken. Sie ging nun an fremde Bienenstöcke, hauchte hinein und ging nach Hause. Die Bienen flogen hinter ihr drein bis zu ihrer Wohnung, und wenn sich niemand meldete, behielt sie die Bienen. Verlangte sie aber jemand zurück, so war sie auch dazu gegen eine Belohnung bereit. Sie ging dann voran, und der ganze Schwarm flog hinter ihr drein bis zu seinem alten Stöcke. Die meisten aber verzichteten darauf, sich die Bienen zurückbringen zu lassen; denn in den nächsten Tagen flogen sie doch wieder in der Richtung des Wohnortes der Hege fort.

Der alte Dessauer.

I.

Vom alten Dessauer erzählt man sich so manches; aber ob's wahr ist, weiß ich nicht. Er soll nie in Verlegenheit gewesen sein, wenn er Soldaten brauchte. Dann warf er sich bloß einen Sack voll Häcksel über die Schulter und schleuderte den hin und her, und aus dem Häcksel, der auf die Erde fiel, wurden Soldaten.

Ein andermal, als er den Feind kommen sah, verwandelte er sich rasch in einen Strauch; denn dem Gesträuch konnte doch keiner etwas anhaben.

II.

Als es Frieden war, bewirtschaftete der alte Dessauer die Norckitter Güter. Wie es ihm im Kriege ein leichtes gewesen war, aus Häcksel Soldaten zu machen und sich nach Belieben zu verwandeln, so fiel es ihm jetzt nicht schwer, an mehreren Orten zugleich zu sein. Ohne Nachsicht bestrafte er die Unredlichen, aber die Ehrlichen und Fleißigen belohnte er. Während er aus einem Fenster des Schlosses auf den Hof hinabschaute, war er gleichzeitig in der Mühle zu Bubainen. Und weil er merkte, daß der Erbmüller die Leute am Mahlgut betrog, jagte er ihn mit seinem Krückstock zur Mühle hinaus. Zu derselben Zeit bestrafte er in Dörfern und Feldern die Pächter, die die Bauern knechteten und plagten.

Das Totenhemd.

Die Tochter eines Pfarrers in Legitten war gestorben. Bevor sie in den Sarg gelegt wurde, wurde ihr ein ganz neues Hemd angezogen. Die Magd sah mit gierigen Blicken danach, und als die Totenparade vorüber war, schlich sie sich in der Nacht an den Sarg und stahl das Hemd. — Bald darauf erschien ihr die Verstorbene, strafte sie mit Worten und kündigte ihr den Tod an, der auch bald darauf erfolgte.

Weil sie durch den Diebstahl die Ruhe einer Toten gestört hatte, fand sie nun selbst im Grabe keine Ruhe. In jeder Nacht geht sie um die Kirche herum und will das Hemd gern wiedergeben, aber niemand nimmt es ihr ab.

Der Nachtwächter und die drei Särge.

Eine Flüchtlingsfrau erzählte im Januar 1915 in Königsberg:

In der Gegend von Memel hat sich im Jahre 1913 folgende Geschichte zugetragen:

Ein Nachtwächter pfiß eines Nachts die Mitternachtsstunde aus. Da trat aus dem Schatten ein kleines Männchen zu ihm und bat: „Pfeif doch dreizehn!“ Der Nachtwächter lachte und sagte: „Das gibt es doch nicht!“ Da verschwand das Männchen. — In der nächsten Nacht kam es wieder und bat ihn diesmal viel eindringlicher: „Pfeif doch dreizehn!“ Der Wächter wies es wieder ab. Aber die Sache kam ihm doch merkwürdig vor, und er ging am nächsten Morgen zum Amtsvorsteher und erzählte ihm alles. Der riet ihm: „Wenn das Männchen wiederkommt, dann pfeif' ruhig einmal dreizehn!“ In der dritten Nacht tat es der Wächter wirklich. Da sah er drei Särge vor sich stehen, einer war voll Blut, einer war voll Wasser, und der dritte war ganz leer. — Das hat doch sicherlich den Krieg bedeutet. In dem ersten Sarg, da war das viele Blut, das fließen wird, in dem zweiten Sarge waren die Tränen, und der dritte Sarg bedeutet das arme leere Ostpreußenland, worin die Russen alles ausgeraubt und verdorben haben.

Die gleiche Begebenheit soll sich im Kreise Lnd zugetragen haben.

Des Kindes Welt.

In diesen Abschnitt gehört auch ein Bericht über die Spiele der Knaben und Mädchen. Die Knaben graben im Frühjahr „Kaulchen“, das heißt kleine Gruben, nach denen mit Bohnen, Knöpfen und Murneln geworfen wird. Die außerhalb des Loches liegengeliebenen müssen mit dem gekrümmten Zeige-

finger hineingeschoben werden. Wer das letzte Stück hinein-schiebt, hat alle gewonnen.

Das Knöpfchenpiel besteht darin, daß ein großer Metallknopf an eine Bretterwand geworfen wird, so daß er weit zurückspringt. Der zweite, dritte usw. suchen mit ihren Knöpfen dem ersten nahe zu kommen. Die Entfernung wird mit dem Spann gemessen. Wer dem andern auf eine Spannweite nahekommt, gewinnt einen gewöhnlichen Hosentknopf.

Sehr beliebt ist das Sauchentreiben. Jeder der Teilnehmer erhält einen Stecken, den er in eine der im Kreis angeordneten Kaulschen stecken muß. Der Sauchentreiber muß eine hölzerne Kugel mit seinem Stecken in ein inmitten des Kreises liegendes größeres Loch rollen, wobei er die Versuche der Mitspieler, die Kugel wegzuschlagen, mit seinem Stecken abwehren darf.

Der Ballschlag wird im Reich wohl richtiger Schlagball genannt. Die eine Partei fängt an zu schlagen, wobei dem Schläger der Ball von einem der Gegenpartei aufgeschenkt wird. Ist der Ball durch einen scharfen Schlag weit genug fortgetrieben, ohne von der Gegenpartei, die sich in Abständen aufgestellt hat, gefangen zu sein, dann läuft der Schläger bis zum Ende der Bahn, wo das Mal steht, und wenn möglich auch gleich wieder zurück. Wird er dabei von der Gegenpartei mit dem Ball getroffen, dann wechseln die Parteien ihre Plätze.

Ein großartiges Vergnügen ist der Kampf mit dem Kullerrad. Von einem runden, nicht zu dicken Birkenstamm werden mehrere fingerdicke Scheiben abgesägt. Zwei Parteien stellen sich gegenüber und suchen mit Stöcken das geworfene Rad aufzuhalten. Gelingt es nicht, dann muß die Partei, der es nicht gelungen ist, so weit zurück, wie das Rad gelaufen ist. Für das Spiel muß ein fester Weg vorhanden sein. Am besten spielt es sich auf einer Landstraße.

Die drei letzten Spiele werden das ganze Jahr hindurch gespielt, die anderen nur einige Wochen im Frühjahr.

Ein Spiel, an dem Knaben und Mädchen gemeinsam teilnehmen, war das, was man jetzt Rodeln nennt, das Hinabfahren von einem Berge auf festem Schnee. Es wird mit Vorliebe am Steilufer eines zugefrorenen Sees betrieben, auf dem der Schlitten noch ein Ende weiterfaßt. Um ein Eiskarussell herzustellen, wird ein mannsdicker Pfahl in ein rundes Eisloch gesteckt, wo er schnell einfriert. Er trägt oben einen Spannagel, an dem eine zwölf bis vierzehn Meter lange Stange, wie sie von den Fischern zur Winterfischerei verwendet werden, mit einer dicken Drahtöse befestigt ist. An das Ende der Stange, die von mehreren Jungen im Kreise gedreht

wird, hängen sich Zungen und Mädel mit ihren Schlittchen an und lassen sich in saufender Fahrt herumwirbeln. Wer losläßt, wird weit fortgeschleudert.

In meiner Erinnerung aus der Kindheit spielen zwei Vorgänge, die sich zwischen Weihnachten und Neujahr zu ereignen pflegten, eine große Rolle. Sie können zwar nicht als Brauchtum bezeichnet werden, hingen aber doch mit der Festzeit zusammen. Das war die Anfertigung eines Springbods und eines Spulwovens durch den Vater. Als Springbod benutzte er den Brustknochen einer gebratenen Gans, die Mittags auf den Tisch kam und bis auf die Knochen verschwand. Das Brustbein, das bekanntlich zwei Ausläufer besitzt, die man als Beine bezeichnen kann, nahm er an sich und schabte es sorgfältig rein. Dann verband er die beiden Beine durch einen mehrfach umwickelten Faden, steckte einen fingerlangen Knebel hindurch und drehte die Schnur so weit zusammen, wie es die Spannkraft der Beine zuließ. Das Ende des Knebels wurde an ein Stückchen Wachs oder Pech, das auf der unteren Fläche des Knebels befestigt war, geklebt. Der Springbod wurde jetzt auf die Erde gesetzt. Es dauerte nicht lange, bis der Drall der Schnur den Knebel von seiner Befestigung löste. Er wirbelte herum und schleuderte den Bod mehrere Schritt weit durch die Luft. Leider war die Lebensdauer dieses Spielzeugs ziemlich beschränkt, denn sie hörte auf, sobald die Beine getrocknet waren und beim Spannen zerbrachen.

Das zweite Spielzeug war nicht so einfach herzustellen, dauerte aber länger. Der Vater bohrte, was mit großer Vorsicht geschehen mußte, mit der Spitze seines Taschenmessers drei kleine Löcher in eine große Haselnuß. Zwei lagen sich auf den Seitenflächen gegenüber, das dritte im Kopfende der Nuß. Der zerstückelte Kern wurde mit einem Draht herausgeholt. Dann wurde aus festem Holz ein dünnes Stäbchen geschnitten, das in die beiden Seitenlöcher bequem hineinpaßte und oben ein Köpfchen trug, das es am Durchgleiten hinderte. Bereitwillig spendete Mutter dazu einen dünnen aber haltbaren Seidenfaden, der dicht unter dem Kopf an dem Stäbchen fest angebunden wurde. Sein freies Ende wurde jetzt durch das dritte Loch hindurchgesteckt und das Stäbchen nachgeschoben, das man drehte, bis der Faden innerhalb der Nuß aufgewickelt war. Ein kleines Querbölzchen an seinem Ende verhinderte, daß er in der Nuß völlig verschwand. Nun kam die treibende Kraft hinzu. Sie bestand aus einer Kartoffel, die auf das untere Ende des Stäbchens aufgespießt wurde. Nahm man nun die Nuß geschickt und fest zwischen die Finger der linken Hand und zog mit der rechten die Schnur schnell heraus, dann geriet die Kartoffel in schnelle Umdrehungen, die mit dem Ab-





Buttersaß in Pomehrendorf, Krs. Elbing.

lauf der Schnur nicht aufhörten, sondern sich fortsetzten, bis die Schnur umgekehrt wieder aufgewickelt war. So war es möglich, durch Ziehen und Nachlassen der Schnur das Spielzeug andauernd in drehender, schnurrender Bewegung zu halten.

Wenn ich von des Kindes Welt spreche, so dürfen wir auch die Märchen nicht vergessen. Wohl sollen sich nicht nur die Kinder daran erfreuen; gar manche klingen durch das ganze Leben eines Menschen. Aber in der Jugend schon müssen sie in die Seele gepflanzt werden. Dann haben sie eine bleibende Heimstatt darin und werden weitergegeben an die

neu aufkommenden Geschlechter. Man hat sie früher gering geachtet, bis die Brüder Grimm den ersten Schatz aus dem Volksmunde sammelten.

Ostpreußen ist besonders reich an Märchen. In neuerer Zeit hat man diesem Geisteschatze hohe Beachtung geschenkt und ihn gesammelt, um ihn vor dem Versinken in Vergessenheit zu bewahren. Darum hat sich besonders Prof. Dr. Karl Plenzat, der sich vom Volksschullehrer zu einer führenden Geistesgröße unseres Volkes hinaufgearbeitet hat, ganz besonders große Verdienste erworben. Er hat unerseßliche, kostbare Schätze des uralten Brauchtums und Volksglaubens an Liedern, Spielen und Märchen an das Licht gezogen und vor dem mit jeder Generation immer stärker drohenden Verschwinden bewahrt.

Wie viel noch von dem köstlichen Erbgut im Volksmunde lebt, erweist auch die Tatsache, daß es Frau Berta Grudde in Breisleiden, Kreis Pr. Eylau, gelungen ist, aus dem Munde dreier Arbeiterfrauen rund dreihundert Volksmärchen zu sammeln und, was ihnen besonders Wert verleiht, in plattdeutscher Sprache. Ihre Bedeutung wird noch dadurch erhöht,

daß viele dieser Märchen an entscheidender Stelle einen Vers enthalten, dessen Melodie festzuhalten gelungen ist.

Die Stoffe der plattdeutschen Märchen entstammen zum Teil dem Tierreich. Ich finde ihre Besonderheit darin, daß die durch die bekannte Tierfabel „Reineke de Voss“ in die Welt gesetzte Überschätzung des Fuchses, der seitdem als ein Ausbund von Schlaueit gilt, völlig ins Gegenteil verkehrt wird. Da trifft zum Beispiel der Fuchs einen auf der Wiese spazierenden Krebs und verspottet ihn als Riggwärtsgohnä, das ist „Rückwärtsgeher“. Der Krebs ärgert sich darüber und bietet dem Fuchs eine Wette an, daß er schneller rennen kann als der Fuchs. Als dieser nun nach dem Ziel losläuft, kneift sich der Krebs an seinen Schwanz fest und wird am Ziel von dem sich schnell umwendenden Fuchs noch ein Ende weitergeschleudert. Und als nun der Fuchs sich nach dem Krebs umschaut, hört er ihn ein Ende hinter sich rufen: das Ziel wäre ihm nicht weit genug gewesen. Wem fällt dabei nicht das Märchen von dem Wettlauf des Hasen mit dem „Swinegel“ ein?

Ein großer Teil der Märchen beschäftigt sich mit Bauern, Grafen und Königen. Alle drei spielen in diesen Märchen keine rühmliche Rolle. Entweder sind sie entsehrlich dumm oder fürchtbare Bösewichte, die durch den Teufel ihren Lohn empfangen. Er spielt als Gespenst in Grafen- und Königsschlössern wohl eine große Rolle, wird aber auch oft überlistet und geprellt. Das folgende Märchen habe ich in der Jugend von meinem Vater gehört.

De Düwel un de Minsch.

Et wär e mol e Düwel, de gung mit enem junge Düwel spazere. Da säd de jung tom Olle: „Et möcht gern e mol enem Minsche sehne“.

„Na“ säd de oll Düwel, „dänn wulle wi mol hier an de Strat lure, bet ener kömmt“.

Up eens kömmt en ganz oller Mann gekroape. „Es dat e Minsch?“ frog de junge Düwel. „Ne“ säd de oll Düwel, „Dat wär mol eener“.

Noah ne Wil käm e fleener Jung gegange. „Es dat e Minsch?“ frog de jung Düwel.

„Ne“ säd de oll Düwel, „dat ward mal erscht eener warde“.

Up eens käm e Jäger gegange. „Dat ist e Minsch“, rep de oll Düwel, „mit dem kannst rede“, und moakt, dat he weggkäm.

Nun gung de jung Düwel op dem Jäger to und frog em, wat dat für een Ding wär, wat he op de Schuller drog.

„Dat ös min Tobakspip“ säd de Jäger. „Wöllst mol e Strämel rooke?“ Und nāhm sin Flint von de Schuller.

Als nu de Düwel de Flint in sin Mul nāhm, drückt de Jäger af, dat dem Düwel de Schrote bet ön de Gorgel prasselten.

„Du rookst mi to scharpen Tobak“, schrej nu de junge Düwel, „öck wöll mit Di nusch to dohne hābbe“, und moakt, dat he weggām. Aewer de Jäger ballert em noch eens von hinde op.

Nun wull de junge Düwel mit keinem Minsche mehr rede und bleew in de Höll. —

Das zweite Märchen, das ich jetzt erzähle, habe ich auch schon vor langer Zeit aus dem Munde eines alten Schäfers gehört, während er strickend neben seiner Herde saß, die sich satt gefressen und gelagert hatte.

Der Teufel und der Hirt.

Ein alter Hirt, der viele Pferde und Ochsen hatte und an einem Bruch wohnte, in dem sich ein Eingang zur Hölle befand, saß eines Tages vor seiner Hütte und flocht aus gespaltenen Baumwurzeln einen langen, dicken Strick. Da kam ein junger, noch ganz dummer Teufel angegangen, stellte sich vor ihn und fragte, wozu er einen solchen Strick brauche.

„Das will ich Dir sagen“, erwiderte der Hirt. „Ich bind ihn an die Bäume im Bruch, spann meine Ochsen vor und schlepp Euch die ganze Höll weg.“

„Das darfst Du nicht“, rief der Teufel.

„Wer will mich daran hindern?“ erwiderte der Hirt ruhig.

„Ich“ schrie der Teufel. „Ich werde mit dir kämpfen und dich besiegen. Zuerst laufen wir um die Wette.“

„Ich mit Dir?“ lachte der Hirt. „Erst zeig mal, ob du laufen kannst. Komm mal mit.“ Er führte ihn an den Rand des Bruches, wo ein alter Hase in seinem Lager saß. „Hier sitzt mein Enkel, mit dem kannst Du erst mal um die Wette laufen.“

Als er in die Hände klatschte, sprang der Hase auf und sauste davon. Der Teufel hinter ihm drein. Aber schon nach kurzer Zeit war der Hase über Berg und Tal verschwunden. Keuchend kam der Teufel zurück. „Ich bin aber stärker als Du“, prahlte er. „Wir wollen uns jeder eine Kobbel aufspudeln und rings ums Bruch tragen.“

„Ach das ist mir zu leicht“, lachte der Hirt. „Ich werde die Kobbel zwischen meine Beine nehmen und doch früher 'rum kommen, als du.“

Während der Teufel sich eine Kobbel aufpuckelte und mühsam davonschleppte, stieg der Hirt auf sein Reitpferd und ritt gemächlich um das Bruch herum.

Als der Teufel mit seiner strampelnden Last angefeucht kam, lachte der Hirt ihn aus. „Na hast du jetzt gemerkt, daß ich auch stärker bin als Du?“

„Noch nicht“, schrie der Teufel wütend und verschwand. Nach einer Weile erschien er wieder und brachte den Riegel der Hölle mit, eine lange, dicke Eisenstange. Er warf sie so hoch in die Luft, daß sie beim Herabfallen tief in die Erde fuhr. „Das mach mir erst mal nach“, prahlte der Teufel.

Der Hirt richtete die Stange auf, hielt sie mit der linken Hand, winkte mit der rechten Hand zum Himmel hinauf und rief: „Martin, Martin!“

„Was tust du da?“ fragte der Teufel.

„Ach“, erwiderte der Hirt, „mein verstorbener Bruder ist Schmied, der kann auch im Himmel solch eine Eisenstange gut brauchen. Ich will sie ihm hinaufwerfen.“

„Das laß du sein“, rief der Teufel ängstlich, „das ist doch der Riegel zur Hölle, den brauchen wir.“

„Na, dann werde ich morgen Eure ganze Hölle weg-schleppen“, brummte der Hirt.

„Wenn Du das nicht tust“, bat jetzt der Teufel, „gebe ich Dir so viel Geld, wie du verlangst.“

„Ich verlange nichts mehr, als diesen alten Hut voll Goldstücke“, erwiderte der Hirt.

Während der Teufel mit seinem Riegel zur Hölle hinabfuhr, um Gold zu holen, deckte der Hirt seinen alten Hut, dem schon der Boden fehlte, auf ein tiefes Erdloch. Bald kam der Teufel mit einem Sack voll Gold und schüttete es in den Hut hinein, aber es verschwand spurlos in dem Loch. Sack um Sack schleppte der Teufel heran, aber man sah nicht, wo es blieb. Endlich, als man schon das Gold unter dem Hut schimmern sah, kam er wieder und heulte: „Wir haben kein Gold mehr in der Hölle.“

„Na, dann lohnt es sich auch nicht, sie wegzuschleppen. Geh man nach Hause, ich tue Euch nichts.“

Der Teufel fuhr hinab zur Hölle. Der Hirt aber grub das Gold aus, zog davon und lebte herrlich und in Freuden.

Die goldene Brücke.

(Aus dem ostpreussischen Memellande.)

Es war einmal ein König, der ließ eine Brücke von reinem Golde erbauen. Und wer über diese Brücke gehen wollte, der mußte zehn Taler bezahlen.

Der König hatte drei Söhne, die sollten Nacht für Nacht die Brücke bewachen. Am ersten Abend schickte er den ältesten Sohn hin, und der hielt scharfe Wache. Es kam ein armer Mann und bat flehentlich: „Laß mich doch hinüber“. Er aber sagte: „Nein, das darf ich nicht, es sei denn, daß du mir zehn Taler bezahlst“. Und so sehr der Alte auch bettelte und flehte, er ließ ihn nicht eher hinüber, als bis er die zehn Taler bezahlt hatte.

Am zweiten Abend schickte der König den zweiten Sohn an die Brücke. Und wieder kam das alte Männlein und bat: „Laß mich doch hinüber“. Er aber sprach: „Ich darf dich nicht umsonst hinüberlassen, bezahlt zehn Taler, so darfst du über die Brücke.“ Und wie sehr der Alte auch bettelte und flehte, es half ihm nichts, er mußte bezahlen.

Als nun aber der dritte Sohn an die Reihe kam, an der Brücke zu wachen, und als wieder das alte Männlein kam, da rührte sein Bitten und Betteln das Herz des guten Jünglings. Er sagte: „Der Vater hat mir zwar auf das strengste verboten, jemand ohne Bezahlung über die Brücke gehen zu lassen. Aber weißt du was? Häng dich auf meinen Rücken; ich will dich Hudepack hinübertragen, dann gehst du ja nicht über die Brücke, sondern ich, und das ist nicht verboten.“

Und so geschah es. Doch als der Königssohn das alte Männlein hinübergetragen hatte, verwandelte es sich in ein Pferd und sprach: „Weil du so mitleidig und gut gewesen bist, will ich mich dir dankbar erweisen. Zupf ein paar Haare aus meinem Fell. Die sollst du immer bei dir tragen, und wenn du in Not bist, dann brauchst du nur an mich zu denken und zu sagen: „Ach, wenn ich doch ein Pferde wäre“, und sofort wirst du in das schnellste Roß verwandelt sein.“ — Der Königssohn tat, was ihm der Alte gesagt hatte. Doch kaum hatte er ihm das Büschel Haare ausgezupft, da war aus dem Pferd ein Adler geworden. Und dieser sprach: „Nun rupf mir ein paar Federn aus“. Und wenn du in Not bist, dann denk an mich und sprich: „Ach, wenn ich doch ein Adler wäre“, und sofort wirst du ein Adler werden und schneller fliegen können als der Wind.“ — Zuletzt verwandelte sich das Männlein in einen Hecht und sagte: „Und jetzt sollst du mir ein paar Schuppen abreißen. Und wenn du meiner gedenkst und sprichst: „Ach, wenn ich doch ein Hecht wäre“, dann wirst du ein Fisch werden und schneller schwimmen können, als ein Pfeil fliegt.“ Und gleich darauf verschwand das Männlein.

Als der Tag anbrach, ging der jüngste Sohn heim zu seinem Vater. Der fragte ihn sogleich: „Nun, hast du jemand über die Brücke gehen lassen?“ — „Nein“, sprach der Sohn, „aber es kam ein armes, altes Männlein, das nicht einen

Groschen bei sich hatte, und bat und bettelte immerfort. Und weil du mir verboten hattest, jemand über die Brücke gehen zu lassen, nahm ich den Alten auf den Rücken und trug ihn hinüber.“ Da wurde der König sehr zornig und sprach: „Ist es nicht genug, daß du die Bettler schon über die Brücke läßt, mußt du sie auch noch selbst hinübertragen? Du warst dumm, du bist dumm, du wirst auch immer dumm bleiben, und aus dir wird, wie ich sehe, niemals etwas Ordentliches werden. Der ganzen Welt bist du zum Spotte; mir aber und meinem ganzen Hause machst du die größte Schande. Fort mit dir! Aus meinen Augen!“

Da wurde der Königssohn sehr traurig, und weil er seinen Vater von Herzen lieb hatte, widersprach er mit keinem Wort, sondern packte seine Habseligkeiten zusammen, vergaß auch die Haare, Federn und Schuppen nicht und wanderte fort in die weite Welt. Als er lange gewandert war, kam er in ein Land, dessen König gerade einem andern König den Krieg erklärt und sich mit seinem ganzen Heere an der Grenze aufgestellt hatte. Der König hatte in der Hauptstadt seines Landes sein Fernrohr vergessen, und weil er wissen wollte, wo der Feind jetzt stand, sprach er zu seinen Generälen und Kriegshelden: „Wer von euch mir noch in dieser Nacht mein Fernrohr aus der Heimat bringt, der soll meine Tochter zur Frau erhalten, und wenn ich sterbe, soll er noch dazu mein ganzes Königreich bekommen.“ Aber alle, die das hörten, sahen einander ratlos an; denn auch der schnellste Läufer hätte das nicht fertig bekommen.

In diesem Augenblick kam gerade der Königssohn vorbei; und als er hörte, daß der König in der einen Nacht sein Fernrohr zur Stelle geschafft haben wollte, sagte er: „Herr König, wenn du mir schwörst, daß du dein Wort halten und mir deine Tochter zur Frau geben wirst, will ich dir holen, was du begehrt.“ Dem König gefiel der junge Fremde, und er sagte: „Gewiß, was ich versprochen habe, werde ich auch halten. Aber denk du nicht, daß es so leicht ist, dein Vorhaben auszuführen. Mein Schloß liegt gegen dreihundert Meilen vor hier entfernt.“ — Der Königssohn sagte: „Das weiß ich recht wohl, aber hab deswegen keine Sorge; morgen früh hast du dein Fernrohr.“ Da schloß der König auf der Stelle mit dem Prinzen einen Vertrag, und dieser machte sich auf und ging davon.

Anfangs ging er ganz ruhig und gemächlich und stellte sich so ungeschickt wie möglich an, so daß alle über ihn lachten und sagten: „Nun, das ist ein rechter Dummkopf und Tolpatsch, der wird heute nacht auch nicht eine halbe Meile weit laufen.“ Als der Königssohn aber hinter einen Berg ge-

kommen war, wo ihn niemand sehen konnte, zog er das Büschelchen Pferdehaare aus der Tasche, dachte an das alte Männlein und sprach: „Ach, wenn ich doch ein Pferd wäre!“ Und sofort war er in das schnellste Roß verwandelt, setzte sich in Galopp und lief und lief, bis er völlig müde war. Dann blieb er stehen, zog das Büschelchen Federn hervor, verwandelte sich in einen Adler und flog nun schnell wie ein Schuß, bis er wieder müde wurde. Dann machte er abermals halt, zog die Schuppen aus der Tasche, verwandelte sich in einen Hecht, schwamm wie ein Pfeil und gelangte gegen Mitternacht in die Königsstadt. Dort verwandelte er sich in einen Menschen, ging schnell zum Schloß, und weil die Prinzessin in ihrer Sorge um den Vater noch wachte, konnte er ihr die Botschaft des Königs ausrichten und sie herzlich von ihm grüßen. Da suchte sie gleich das Fernrohr hervor und gab es ihm. Und weil ihr der Jüngling so wohl gefiel, streifte sie ihren goldenen Ring vom Finger, brach ihn entzwei und schenkte ihm die eine Hälfte zum Andenken und zur Erinnerung. Als der Königssohn die Prinzessin verlassen hatte und aus der Stadt hinaus ins Freie gekommen war, verwandelte er sich wieder in einen Fisch, dann in einen Adler und zuletzt in ein Pferd, und lange vor Tagesanbruch war er wieder in der Nähe des königlichen Feldlagers.

Weil aber dort noch alles schlief, wollte er den König nicht stören. Und weil er auch ein wenig müde war, verwandelte er sich wieder in einen Adler, setzte sich auf den Arm eines Meilenzeigers, legte das Fernrohr neben sich und schlief ein. Früh, als der Tag kaum anbrach, ging einer der Generale an dem Meilenzeiger vorbei, sah den Adler darauf sitzen und das Fernrohr neben ihm liegen. Da holte er schnell sein Gewehr, schoß den Adler tot, nahm das Fernrohr, brachte es dem König und tat so, als ob er es geholt hätte. „Denn daß der ungeschickte dumme Tolpatsch es gebracht hat“, sagte er, „wirßt du doch wohl nicht glauben“. Der König beschenkte den General reichlich und versprach ihm seine Tochter als Gemahlin.

Der Adler aber war nur betäubt gewesen, kam nach ein paar Stunden wieder zu sich, verwandelte sich in einen Menschen, sagte aber niemand etwas, so daß der König das für reine Wahrheit halten mußte, was der General ihm vorgelegen hatte.

Als der Krieg glücklich beendet war, zog der König mit seinen Kriegsheeren heim. Zu Hause war es seine erste Sorge, seine Tochter mit jenem General zu verheiraten. Er ordnete eine herrliche Hochzeitsfeier an, und alle waren lustig und guter Dinge, nur die Königstochter nicht. Sie sah so

gedrückt und trübselig und traurig aus, als wenn es nicht zur Hochzeit, sondern zum Begräbnis ginge, und niemand wußte, warum.

Als nun das Fest in vollem Gange war, kam ein fremder armer Spielmann herbei, trug eine Geige auf dem Rücken und bat, man möge ihm doch um Gotteswillen erlauben, ein paar Stücklein darauf zu spielen. Das wurde ihm zugestanden, und kaum hatte er seinen Bogen angelegt und ein paar Töne gespielt, da kam über alle, die im Schlosse waren, eine wunderbare Lustigkeit; ein Tanzen und Jubeln erhob sich, als wäre allen ein großes Glück widerfahren und als wären alles Leid und alle Traurigkeit für immer aus der Welt verbannt. — Da brachten die Gäste dem armen Spielmann voller Freude zu essen und zu trinken; er aber nahm von niemand etwas. Nur, als ihm die Prinzessin ihren goldenen Becher reichte, trank er ihn aus, ließ etwas hineinfallen und gab ihn ihr wieder zurück. Da sah die Prinzessin auf dem Boden des Bechers einen halben Ring; sie nahm ihn heraus, betrachtete ihn aufmerksam und erkannte zu ihrem großen Erstaunen, daß es der sei, den sie einst dem Jüngling gegeben hatte, der nach dem Fernrohr gekommen war.

Sofort nahm sie ihren Vater beiseite, erzählte ihm alles und sprach: „Als du dein Fernrohr vergessen hattest und danach sandtest, gab ich deinem Boten diesen halben Ring zum Andenken. Sieh nur, er paßt genau zu der Hälfte, die ich behalten habe. Und weißt du, wie ich diesen halben Ring wiederbekommen habe? Der Spielmann hat ihn eben in meinen Becher geworfen. Das kann kein anderer sein als der, der das Fernrohr geholt hat.“

Der König führte den fremden Geiger in ein anderes Zimmer und fragte ihn über den Ring aus. Und siehe da, nun kam der ganze Betrug des Generals zum Vorschein. Der Spielmann sagte: „Ich bin ein Prinz und habe dir in jener Nacht das Fernrohr geholt. Das ist aber so zugegangen: Als ich meines Vaters goldene Brücke bewachte, kam ein alter Mann, den trug ich hinüber, und zum Lohne gab er mir die Nacht, mich in ein Pferd, einen Adler und einen Hecht zu verwandeln. Auf diese Art war es mir möglich, so viele Meilen in einer Nacht zurückzulegen. Aber als ich noch vor Tagesanbruch wieder an deinem Fesblager war und als Adler auf einem Meilenzeiger ausruhte, schoß mich der General nieder; dann entwendete er mir das Fernrohr, brachte es dir und log dir vor, er habe es geholt. Ich aber bin nicht gestorben, doch habe ich bis heute geschwiegen. Weil du nun deine Tochter dem Betrüger zur Frau geben wolltest, bin ich hierhergekommen, um dir die Augen über ihn zu öffnen.“

Als der König das gehört hatte, hielt er sofort ein strenges Gericht, und weil der General seiner Schuld überführt war, ließ ihn der König von vier Ochsen zerreißen. Der Prinz aber wurde statt seiner des Königs Schwiegersohn und als dieser gestorben war, der Herrscher des ganzen Landes.

(Aus: „Die goldene Brücke“, Volksmärchen gesammelt und erzählt von Karl Plenzat.)

Wie Hahnchen und Hennchen Papst und Päpstin werden wollten.

(Deutsches Märchen.)

Es waren einmal ein Hahnchen und ein Hennchen, und wie die so auf der Straße spazierengingen, fand das Hennchen ein Gerstenkorn und das Hahnchen einen Brief. Mein Hennchen fraß eins, zwei, drei das Gerstenkorn auf, aber mein Hahnchen verwahrte sich seinen Brief.

„Höre, Hennchen,“ sagte das Hahnchen, „in meinem Briefe steht: ich soll nach Rom kommen und dort Papst werden.“

„Dann gehe ich mit,“ sagte das Hennchen, „und werde Frau Päpstin!“

Und so wanderten sie hinaus in die Welt, um nach Rom zu kommen. Als sie ein Endchen gegangen waren, trafen sie einen Heigster (Elster); der fragte, wohin sie wanderten.

„Ich habe einen Brief gefunden,“ sagte das Hahnchen, „und in dem steht: ich soll nach Rom kommen und dort Papst werden.“

„Ich gehe auch mit,“ sagte das Hennchen, „und werde Frau Päpstin.“

„Ich gehe auch mit,“ sagte der Heigster, „und werde dort Heigster, feister Kellermeister!“ Und so ging er auch wirklich mit.

Nach einer Weile trafen sie einen Sperling; der fragte, wohin sie wanderten.

„Ich habe einen Brief gefunden,“ sagte das Hahnchen, „und in dem steht: ich soll nach Rom kommen und dort Papst werden.“

„Und ich gehe mit,“ sagte das Hennchen, „und werde Frau Päpstin.“

„Und ich gehe auch mit,“ sagte der Heigster, „und werde dort Heigster, feister Kellermeister!“

„Ich gehe auch mit,“ sagte der Sperling, „und werde dort Schäffer aller Ding!“ Und so ging er auch mit.

Wieder nach einer Weile trafen sie einen Fuchs; der fragte, wohin sie wanderten.

„Ich habe einen Brief gefunden,“ sagte das Hähnchen, „und in dem steht: ich soll nach Rom kommen und dort Papst werden!“

„Und ich gehe mit,“ sagte das Hennenchen, „und werde Frau Päpstin!“

„Und ich gehe auch mit,“ sagte der Heigster, „und werde dort Heigster, feister Kellermeister!“

„Und ich gehe ebenfalls mit,“ sagte der Sperling, „und werde dort Schäffer aller Ding!“

„Kinder,“ sagte der Fuchs, „ihr wollt nach Rom? Und ihr kennt doch nicht den Weg dahin. Ich freilich kenne ihn und könnte ihn euch zeigen; — aber für heute ist es schon zu spät; es dunkelt ja bereits. Ich schlage euch vor: kommt mit mir in meine Wohnung und ruht euch die Nacht über aus! Und morgen zeige ich euch den Weg, und ihr könnt mit frischen Kräften weiterwandern.“

Das erschien den Vieren als ein ganz guter Vorschlag, und sie folgten dem Fuchs in seine Wohnung.

Als sie dort angekommen waren, schloß der Fuchs alle Zugänge und Fenster, so daß alle im Finstern saßen. „Und nun, Hähnchen,“ sagte er, „sing mir ein Lied!“ Aber das Hähnchen sagte: „Mein Gott, Fuchschén, wie soll ich wohl dazu kommen, ein Lied zu singen! Aber vielleicht lern' ich es, wenn du mir eins vorsingst.“

„Ja, ich will dir ein Lied singen,“ sagte der Fuchs und fing an: „Als ich einst eine Magd war und bei einer bösen Frau diente, hast du mich sehr geärgert. Die Frau verlangte viel Arbeit, und ich ging immer so spät ins Bett, und doch sollte ich schon wieder aufstehen, wenn der Hahn krächte. Und du krächtest immer so früh und brachtest mich um meine Ruhe. — Dafür beiße ich dir den Kopf ab!“

Gesagt, getan! Der Fuchs biß dem Hähnchen den Kopf ab und kehrte sich darauf zum Hennenchen und sagte: „Nun sing du mir ein Lied!“

„Ach Gott, ach Gott!“ sagte das Hennenchen, — und es war schon ganz verängstigt und zitterte ordentlich — „liebes Fuchschén, wie soll ich verstehen, ein Lied zu singen? Wahrhaftig, ich kann keins!“

„Na, dann hör zu,“ sagte der Fuchs, „ich werde dir eins singen!“ Und damit fing er an: „Als ich einst eine Magd war und bei einer bösen Frau diente, hast du mich sehr geärgert. Die Frau verlangte viele Eier, und ich brachte ihr doch schon gewissenhaft jedes Ei aus dem Stalle! Aber du schriest immer: „Schock! Schock! Schock! Schock!“ Das brachte

die Frau so auf, daß sie immer noch mehr Eier — ein ganzes Schod — haben wollte, Dafür beiße ich dir jetzt den Kopf ab.“

Gesagt, getan! Der Fuchs biß dem Hennen den Kopf ab und kehrt sich darauf zum Heigster. „Nun, Heigster, sing du!“ „Ich soll singen?“ rief der Heigster. „Mein Gott, Fuchschen, das habe ich ja nie gekonnt.“

„Dann will ich dir etwas singen!“ sagte der Fuchs und fing an: „Als ich einst eine Magd war und bei einer bösen Frau diente, hast du mich sehr geärgert. Die Frau verlangte sehr viele Dienste und schickte mich so oft in die Stadt, bei gutem und bei schlechtem Wetter, und ich kam manchmal bekletert nach Hause. Und du schriest mir das noch auf der Straße nach. Dafür beiße ich dir jetzt den Kopf ab!“

Gesagt, getan! Der Fuchs biß dem Heigster den Kopf ab und kehrt sich darauf zum Sperling und sagte: „Na, Sperling, nun sing du mir ein Lied!“

„Herzlich gern, liebes Fuchschen,“ sagte der Sperling! „aber ich kann nur singen, wenn es hell ist; im Finstern hier vergeht mir alle Lust. Mach doch ein Ritzen in deinem Fenster auf!“

Das tat der Fuchs auch; er frakte so viel Sand weg, daß ein ganz nettes kleines Loch entstand. Als er aber damit fertig war, flog mein Sperling hindurch und setzte sich draußen auf einen hohen Baum. Und von dort aus sang er:

„Sperling ist ein kleines Tier,
Hat ein kurzes Schwänzchen.
Sitzt vor Fuchsens Kammertür,
Macht ein Reverenzchen.“

Was half es dem Fuchs, daß er sich schwer darüber ärgerte? Da er aber noch die drei Geföpften neben sich hatte, tröstete er sich zulezt und fraß sie auf.

(Aus: „Der Wundergarten“, Volksmärchen gesammelt und erzählt von Karl Plenzat.)

Der fluge Jägerbursche.

(Ein masurisches Rätselmärchen.)

Es war einmal eine Prinzessin, die war ebenso klug wie schön und ganz besonders geübt im Rätselraten. Wenn ihr ein Rätsel gesagt wurde, wußte sie seine Lösung, noch ehe es ganz zu Ende gesprochen war.

Aber der alte König, ihr Vater, wollte gern, daß sie heiraten sollte. Denn er hatte außer ihr keine Kinder, und weil er des Regierens müde war, gedachte er, die Krone einem Schwiegersohn zu übergeben und sich zur Ruhe zu setzen.

Die Prinzessin jedoch wollte nichts vom Heiraten wissen. Und als der König immer wieder in sie drang, sagte sie: „Gut, lieber Vater, ich will dir den Willen tun. Aber eins mußt du mir versprechen, damit ich nicht einen Mann bekomme, der dümmer ist als ich. Wer mir ein Rätsel aufgibt, das ich nicht lösen kann, den will ich heiraten. Wer mir aber mit solchen Rätseln kommt, die ich gleich errate, der soll sein Leben verlieren!“

Als der alte König das hörte, wurde er ganz traurig. Aber er hatte sein königliches Wort verpfändet, ihr den Willen zu tun, und durfte es nicht brechen. Deshalb ließ er in allen Ländern bekanntmachen: „Wer der Prinzessin ein Rätsel aufgibt, das sie nicht lösen kann, der bekommt sie zur Frau. Wessen Rätsel aber erraten wird, der muß sterben!“

Weil die Prinzessin so schön war, machten sich Prinzen und Grafen und Barone aus allen Ländern auf den Weg. Sie hatten sich bei weisen Leuten Rat geholt und sich die aller schwersten Rätsel gemerkt. Aber noch ehe sie ihr Sprüchlein ganz zu Ende gesprochen hatten, sagte die Prinzessin schon die Lösung. Und mancher stolze Jüngling hätte sein Leben lassen müssen, wenn der alte König kein so gutes Herz gehabt hätte. Er ließ sie in ein Gefängnis abführen, aus dem sie heimlich entfliehen konnten.

Nun war im Lande ein junger Jäger, der hatte auch von der schönen Prinzessin und ihrer Klugheit gehört. Das ließ ihm keine Ruhe. Und eines Tages nahm er seine Flinte auf den Rücken und seine Geige in die Hand und wanderte dem Königsschlosse zu. Unterwegs verirrte er sich in einem großen Walde. Dazu zog noch ein großes Unwetter herauf. Die Blitze zuckten, der Donner rollte, und der Regen goß in Strömen. Er drückte sich an eine riesige Eiche und verbarg Geige und Flinte unter seinem Rock, damit sie nicht naß würden.

Als das Unwetter endlich vorüber war, war es Nacht geworden. Und der Jäger hätte gern ein Feuer gehabt, um seine Kleider zu trocknen und sich zu wärmen. Weil er aber kaum die Hand vor Augen sehen konnte, fand er kein trocknes Holz, und die nassen grünen Äste, die er abbrach, wollten nicht brennen. — Endlich riß er aus seiner Mühe das Futter heraus, das ganz trocken geblieben war. Und als er nun Feuer schlug, fing es gleich an zu brennen. Er zerbrach seine Geige, und nun hatte er schon eine kleine helle Flamme, bei deren Schein er dürre Äste und Tannenzapfen auflesen und in das Feuer werfen konnte. Und schließlich wurde es so groß, daß seine Kleider trockneten und ihm wieder warm wurde.

Nur der Hunger plagte ihn sehr; denn er hatte schon lange verzehrt, was er mitgenommen hatten. Aber auf einmal raschelte es im Gebüsch, und eine Rixe lief vorbei. Er griff nach seiner Flinte, schoß und hörte etwas fallen, trotzdem die Rixe davonlief. Als er nachsah, fand er ein Rehkalbchen tot daliegen, das er nicht gesehen, aber getroffen hatte. Er brachte es zum Feuer, bereitete es zu, aß und wurde satt. Und dann schlief er zufrieden ein.

Am anderen Morgen stand die Sonne schon hoch am Himmel, als er erwachte. Er sprang auf, wanderte weiter und kam endlich an den Rand des Waldes. Dort traf er Leute, die Holz fällten und gleich an Ort und Stelle zu Brettern zersägten. Er fragte sie: „Wie weit ist es noch zum Königsschloß?“ Und sie sagten:

„Rund herum eine Stunde,
Geradezu zwei!“

Da wunderte sich der Bursche. Aber er sah bald, daß sie recht hatten. Denn zwischen ihm und der Königstadt lag ein großes Torfmoor mit breiten Gräben und Wasserlöchern. Und wenn er versucht hätte, geradeaus zu gehen, hätte er wohl auch in zwei Stunden nicht hindurchgefunden.

Da kaufte er den Brettschneidern zwei lange Schwarten ab, legte eine vor sich hin, ging über Gräben, Wasserlöcher und schwanken Rasen und trug die zweite in der Hand. War er ans Ende seiner Brücke gekommen, legte er das zweite Brett vor sich hin und nahm das erste wieder auf. So machte er es immer wieder, kam trocknen Fußes hinüber und glücklich zum Königsschloß.

Als er durchs Tor ging, kamen gerade zwei Königs söhne, die auch um die Prinzessin werben wollten. Alle drei wurden vor sie geführt, und der erste Prinz begann und sagte:

„Blühte wie die Rose, als ich jung und schön.

Befam doch, als ich alt war, Augen erst zum Sehn.

Und zu meinen Augen froch ich nun heraus,

Säte selbst mich eilig in die Winde aus. . .“

Doch die Prinzessin lachte: „Das ist kinderleicht. Auch der Einfältigste weiß, daß das der Mohn sein soll. Es tut mir leid um dich!“

Nun trat der zweite Prinz vor und sagte sein Rätsel:

„Als ich noch lebte, nährt ich Lebendige,

Nun ich gestorben bin, trag ich Lebendige

Unter mir, neben mir gehen Lebendige . . .“

Und wieder lachte die Prinzessin hell auf: „O du Narr, damit willst du mich fangen? Das ist der Rahn aus dem Holze der Eiche. Weißt du nichts Besseres?“

Endlich kam der Jägerbursche an die Reihe. Er verbeugte sich und begann:

„Vom Verstande nahm ich Feuer,
Luft gab Wärme mir und Licht,
Schoß nach dem, was ich gesehen,
Traf, was ich gesehen nicht.
Was ich hinter mir gelassen,
Legt' ich wieder vor mich hin,
Schritt auf dieser schwanken Straßen. —
Nun, errät's dein kluger Sinn?“

Da wurde die Königstochter ganz bleich vor Ärger, denn sie konnte die Lösung nicht finden. Sie ließ alle ihre Rätselbücher herholen, aber nirgendwo entdeckte sie Rat. Dann befahl sie, die weisesten Leute des Reiches zusammenzurufen, aber auch von ihnen konnte ihr keiner helfen. — Endlich mußte sie sich in ihr Schicksal ergeben und die Frau des Jägers werden.



Umzug des Schimmelreiters mit Gefolge am Fastnachstage in Heinrichshöfen, Kr. Sensburg.

Als sie nun alle bei der Hochzeitstafel saßen, sagte der alte König: „Nun, lieber Schwiegersohn, wir wissen noch immer nicht, was dein Rätsel bedeuten soll. Willst du es uns nicht sagen?“ Und der Jäger erzählte ihnen, wie er in finsterner Nacht naß und hungrig dageessen, bis ihn sein Verstand gelehrt hätte, Feuer zu bekommen; wie seine Lust, die Geige, hätte geopfert werden müssen, damit er Wärme und Licht erhielt; wie er die Rinde gefeilt, das Rehtälbchen getroffen hätte und schließlich mit Hilfe seiner beiden Bretter zum Königsschloß gekommen wäre.

Da lobten alle seine Klugheit, und auch die Königstochter machte schon ein ganz freundliches Gesicht. Mit jedem Tage gewann sie ihn lieber, und als der alte König sich aufs Altenteil zurückzog und ihm die Herrschaft überließ, lebten die beiden in Glück und Frieden bis an ihr Ende.

(Aus: „Der Wundergarten“, Volksmärchen gesammelt und erzählt von Karl Plenzat.)

Vom ostpreußischen Hausfleiß.

Von der alten Volkskunst ist wenig übrig geblieben. Noch vor wenigen Jahrzehnten wurden von ländlichen Handwerkern auf den Markt der kleinen Städte Stühle zum Verkauf gebracht, die grob geschnitz und mit greller Farbe bemalt waren. Das einzig Kunstvolle an ihnen war der aus Binsen geflochtene Sitz. Sie sind völlig verschwunden. Dagegen werden noch immer Klotzorken und Klumpen in großen Mengen angefertigt und zum Markt gebracht. Die Klotzorken sind Holzpantoffeln, wie sie überall gebräuchlich sind. Der Boden wird aus Ellernholz geschnitzt, auf die Spitze wird für die Zehen eine gewölbte Lederkappe genagelt, die Hade ist mit einem bunten Stück Wachstuch beklebt. Die Klumpen sind unförmlich, aus einem Stück Ellernholz geschnitzte, einem Gänserumpf vergleichbare Holzschuhe, in deren Öffnung gerade der Fuß hineinschlüpfen kann. Es geht sich nicht leicht in ihnen, weil sie schwer sind und keine Absätze haben, aber sie werden von den Landbewohnern noch viel getragen, weil sie den Fuß warm halten und gegen Nässe schützen, denn selbst das Schmelzwasser des Schnees dringt nicht durch. Ihre Lebensdauer wird, wenn die Holzsohle dünn ist, durch aufgenageltes Leder verlängert.

Das Küchengegeschirr nicht nur der ländlichen, sondern auch der städtischen Bevölkerung bestand früher in Ostpreußen zum allergrößten Teil aus irdenen, auf der Drehscheibe geformten Gefäßen, Schüsseln, Tellern, Töpfen und Kannen. Ich habe als Junge oft und sehr gern an der Drehscheibe gearbeitet, die in wunderbarer Weise Auge und Hand übt. Nur drei Kilometer von Lyda der Hauptstadt Masurens, entfernt, liegt die Kolonie Sybba, wo ich meine Jugendzeit verlebte. Sie war außer von Holzschlägern, die in der königlichen Forst ihre Arbeit fanden, von Handwerkern aller Art bewohnt. Da gab es Schuster, Schneider, Rademacher, Böttcher, Drechsler und auch zwei Töpfer. Da ich zum Besuch des Gymnasiums täglich morgens nach der Stadt ging und zur Besperzeit ins Elternhaus zurückkehrte, fand ich nicht nur

Zeit, sondern auch Gelegenheit, in alle diese Handwerksbetriebe hineinzuriechen.

Ich half dem Böttcher, einem jungen Anfänger, die Reifen auf das Faß treiben, ich schnitzte Radspeichen beim Rade-
macher, drehelte Säulen kurz und klein und hobelte Bretter, bis sie zu dünn wurden, wobei ich allerdings das im wahren Sinne des Wortes verarbeitete Holz aus den Vorräten des Elternhauses ersetzen mußte. Aber am meisten zog mich doch die Drehscheibe an. Der Töpfermeister, der mich gern gewähren ließ, holte sich den Schluff, einen blauen, fetten Lehm, aus dem er die Gefäße formte, aus der nahen Forst, wo sich ein ausgedehntes Lager dieser wertvollen Erde befand. Eine Drehscheibe war für mich immer frei.

Ich hatte den Gesellen schon oft zugeesehen, wie sie mit leichtem Fingerdruck einem Tonklumpen die Rundung gaben oder die Höhlung beibrachten, als mich die Lust ergriff, auch einen Teller zu formen. Aber die leichte Arbeit erwies sich als viel kunstvoller, als es mir schien. Der erste Teller wurde krumm und schief und mußte wieder zu einem Klumpen zusammengedrückt werden. Noch einer ganzen Reihe von Tellern und Schüsseln ging es ebenso. Allmählich jedoch übte sich Auge und Hand, und schließlich kam der Tag, wo der Meister die von mir geformten Gefäße für würdig erklärte, mit seinen Erzeugnissen im Ofen gebrannt zu werden. Als sie wieder aus dem Ofen kamen, brachte ich sie stolz meiner Mutter, die diese Erstlingswerke meiner Kunst bis an ihr Lebensende in ihrem Schrank aufbewahrt hat. Sie waren ihr so lieb wie die gedruckten Werke meiner Erzählfkunst.

Geschmackvoll waren die Erzeugnisse der Töpfer damals nicht. In die Glasur wurden grellbunte, rote, gelbe oder blaue Tupfen eingebrannt, mit deren Anordnung oder Zusammenstellung man sich keine Mühe gab. Da war es kein Wunder, daß diese Küchengeräte zuerst in den Städten, dann auch auf dem Lande von der rein weißen Fabrikware, die man „Fayence“ nannte, verdrängt wurden. Das Gewerbe der Töpfer sank zum bloßen Ofenseßen herab, denn auch die Kacheln wurden nicht mehr im eignen Betrieb angefertigt, sondern von einer Fabrik bezogen, was billiger und bequemer war.

Nunmehr ist eine Zeit angebrochen, in der wieder das alte Gute, das wir früher geschaffen und besessen haben, zu Ehren gekommen ist. Auch für das Töpfergewerbe ist eine neue Zeit angebrochen, in der die uralte, mit Hilfe der Drehscheibe erwachsene Kunst wieder zur Geltung kommt, praktisch in der Form, aber durch guten Geschmack in der äußern Ausstattung veredelt.

Auch die Kunst der Handweberei, die völlig eingeschlafen war, ist im dritten Reich wieder belebt worden. Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse hatte sich schon vor einigen Jahrzehnten dahin ausgewirkt, daß sowohl der Anbau von Flachs wie die Schafhaltung zur Gewinnung von Wolle von der Landwirtschaft aufgegeben wurden, weil man diese Erzeugnisse billiger vom Ausland kaufte. Damit entfiel für die Bauerfrauen die Veranlassung, Leinwand und Wollstoffe zu weben, zumal sie billiger von Fabriken hergestellt wurden. Nun hat sich aber inzwischen die Weltwirtschaft so geändert, daß es uns schwer fällt, durch unsere Erzeugnisse auf dem Weltmarkt soviel Devisen, das heißt fremdländisches Geld, zu verdienen, daß wir Rohstoffe, die uns fehlen, im Ausland einkaufen können. Daraus ergibt sich jetzt für uns die Notwendigkeit, Rohstoffe, die wir selbst erzeugen können, nicht mehr aus dem Auslande zu kaufen, sondern selbst hervorzubringen. Wir müssen also wieder Flachs anbauen und Schafe halten, um Wolle zu gewinnen. Diese Umgestaltung der Landwirtschaft läßt sich nicht von heute auf morgen erzwingen, aber wer ernstlich bestrebt ist, kann viel erreichen. Und jetzt, im fünften Jahr des Dritten Reiches, werden schon wieder so erhebliche Mengen Flachs und Wolle gewonnen, daß die Hausfrauen nicht nur in Ostpreußen, sondern auch im Reiche die alten Webstühle von der Lucht holen und die zum Teil schon vergessene Kunst des Webens wieder erlernen, was schon hier und dort geschehen ist.

Früher wurde in Ostpreußen viel Leinwand gewebt und auf den Markt gebracht, denn der Hausfleiß der Frauen war früher eins der wichtigsten Mittel, das Bargeld, das zur Bezahlung der Steuern und Zinsen gebraucht wurde, herbeizuschaffen. Deshalb fanden an mehreren Orten der Provinz Leinwandmärkte statt, zu denen sich Aufkäufer aus dem ganzen Reich einfanden.

Auch in meinem Elternhause wurde viel gewebt. Nicht nur grobe Leinwand und Wollstoffe, sondern auch feines Tischzeug. Die kunstvollen Muster ließ sich meine Mutter von einem Nachkommen der Hugenotten, einem alten Männchen mit hochadligem Namen, einrichten und die erste Elle vorweben. So ist es gekommen, daß viele meiner Kindheits-erinnerungen mit dem Webstuhl, dessen Einrichtung ich noch jetzt von Anfang bis zu Ende übernehmen könnte, verknüpft sind. Eine angenehme Erinnerung stammt aus frühester Kindheit. Da ließ die Mutter, wenn sie den Aufzug von den Spulen auf den Scherrahmen aufbrachte, mich auf dem untersten Balken des sich ununterbrochen drehenden Rahmens

Karussell fahren, bis ich ganz umspinnen war. Die Veranlassung der nächsten Erinnerungen waren nicht so angenehm, denn ich mußte schon als kleiner Bub zum Einziehen der Häwelten die Fäden zureichen. Das erforderte stundenlanges Stillsitzen und angestrengte Aufmerksamkeit. Und dann kam, was mir manche Stunde getrübt hat, das Spulchenmachen für den Einschlag. Von der Spule mußte das gesponnene Garn mit Hilfe des Bodens auf ein fingerlanges Röhrchen aufgewickelt werden, das genau in das Webschiffchen paßte. Wie oft habe ich mich dieser Arbeit durch rechtzeitige Flucht zu entziehen versucht, indem ich nach der Rückkehr aus der Schule schnell meinen Topf Kaffee hinunterstürzte und mit einem Stück Brot in der Tasche ins Dorf oder in den nahen Wald verschwand. Die angenehmste Erinnerung haftet an den Winterabenden, wenn die Mutter mit der Magd Flachs oder Wolle spann und der Hirt und der Knecht Neze strickten. Ein helles Kienfeuer im Kamin lieferte genügend Licht.

Wir sollen jedoch nicht bloß von Erinnerungen zehren. Deshalb ist es mir eine Freude, zu berichten, daß nicht nur die Kunst des Webens wieder in Aufnahme gekommen ist, sondern auch das Teppichweben und Knüpfen an mehreren Orten der Heimat wieder geübt wird. Und neu hinzugekommen ist als Volkskunst die Herstellung wollener Unterkleidung, wozu das seidenweiche Haar der Angorafaninchen den Stoff liefert.

Die Volkstrachten sind in Ostpreußen fast völlig verschwunden. Nur im Ermland haben sich noch Reste erhalten. Es wird aber wohl nicht möglich sein, die alten schönen Volkstrachten allgemein wieder in Aufnahme zu bringen. Mit mehr Erfolg wirken die Volkstrachtenvereine in Tirol und Oberbayern. Dort tragen die jungen Burschen und Mädchen am Alltag ihre moderne Werktagskleidung, aber am Sonntag legen sie alle die schmutze, alte Tracht an. Nun haben die zahlreichen Vereine des das ganze Reich überspannenden Bundes heimattreuer Ost- und Westpreußen damit begonnen, die alten Trachten, die in Museen aufbewahrt geblieben sind, wieder zu Ehren zu bringen. Vorläufig beschränken sich diese Bestrebungen darauf, daß in den Ortsgruppen eine Anzahl junger Leute bei Festlichkeiten in der nach alten Vorbildern angefertigten Tracht erscheint und auch die alten Tänze aufführt.

Schlußwort.

Ich habe bei dieser Aufzeichnung ostpreußischen Brauchtums nur zu deutlich den betrübenden Eindruck gewonnen, daß bereits sehr viel von dem kostbaren Schatz verloren gegangen ist. Eine Geistesrichtung, die nur den materiellen Sorgen der Gegenwart lebte und die stolze Vergangenheit unseres Volkes gering achtete, hat vieles in Vergessenheit geraten lassen, was wohl wert war, erhalten zu bleiben. Das legt uns, denen die Achtung vor der Vergangenheit unseres Volkes wiedergegeben worden ist, die Ehrenpflicht auf, nicht nur das, was wir noch von dem Schatz besitzen, treu zu bewahren, sondern auch auf diesem Gebiet weiter zu forschen. Denn ich hoffe mit großer Bestimmtheit, daß noch vieles im Gedächtnis des Volkes lebt, was ans Licht gezogen zu werden verdient.

Eine neue Zeit ist angebrochen, uns Alten, die wir die Liebe zum Vaterland treu im Herzen getragen haben, zur Freude, der Jugend, die in diese neue Zeit hineinwächst, zum Heil und Segen. Darum, meine lieben jungen Freunde, achtet und ehrt altes Brauchtum! Es ist ein kostbares Erbgut, das uns von unsern Vorfahren überkommen ist.



Ostmark, Du Erbe meiner Väter!

Eine Schriftenreihe

herausgegeben von B. Harnacker und A. Sadowski

- Teil 1: Wie wurde der Raum des schlesischen Menschen?
von B. Harnacker und A. Sadowski . brosch. RM 0.80
- Teil 2: Von der Morgenröte der Menschheit bis zum
Eintritt des schlesischen Menschen in die Ge-
schichte von B. Harnacker brosch. RM 1.20
- Teil 3: Wie wurde die deutsche Heimatscholle, ins-
besondere die des ostpreussischen Menschen?
von B. Harnacker und A. Sadowski . brosch. RM 1.00
- Teil 4: Schlesiſches Brauchtum
von Hans Christoph Kaergel . . . brosch. RM 1.20
- Teil 5: Volks- und Brauchtum der Grenzmark Posen-
Westpreußen von M. Foerster . . brosch. RM 0.80
- Teil 6: Schlesiſen ſpricht zu uns durch ſeine Dichter
von Hans Zuchhold brosch. RM 1.00
- Teil 7: Ostpreußiſches Brauchtum
von Friſz Skowronnek brosch. RM 1.00

Urgeschichtliche Jugendbücherei

von Klemens Lorenz, je Heft in ſteifem Umſchlag . RM 0.20

- Heft 1: Die Steinzeit. 3 Erzählungen mit Bildſchmuck
- Heft 2: Die Bronze- und Eiſenzeit. 2 Erzählungen mit
Bildſchmuck
- Heft 3: Frühgermanen und Kelten in Schlesiſen. 2 Er-
zählungen mit Bildſchmuck
- Heft 4: Frühe Wandalenzeit. 3 Erzählungen
- Heft 5: Blütezeit der Wandalen. 3 Erzählungen
- Heft 6: Slawenzeit und Rückwanderung der Germanen
in den Oſtraum. 3 Erzählungen
- Heft 1-6 in Halbleinen gebd. für die Schülerbücherei . RM 2.25

Berlag Friebatſch's Buchhandlung Breslau

Inhaber Erich Thiel und Karl-Hans Hintermeier